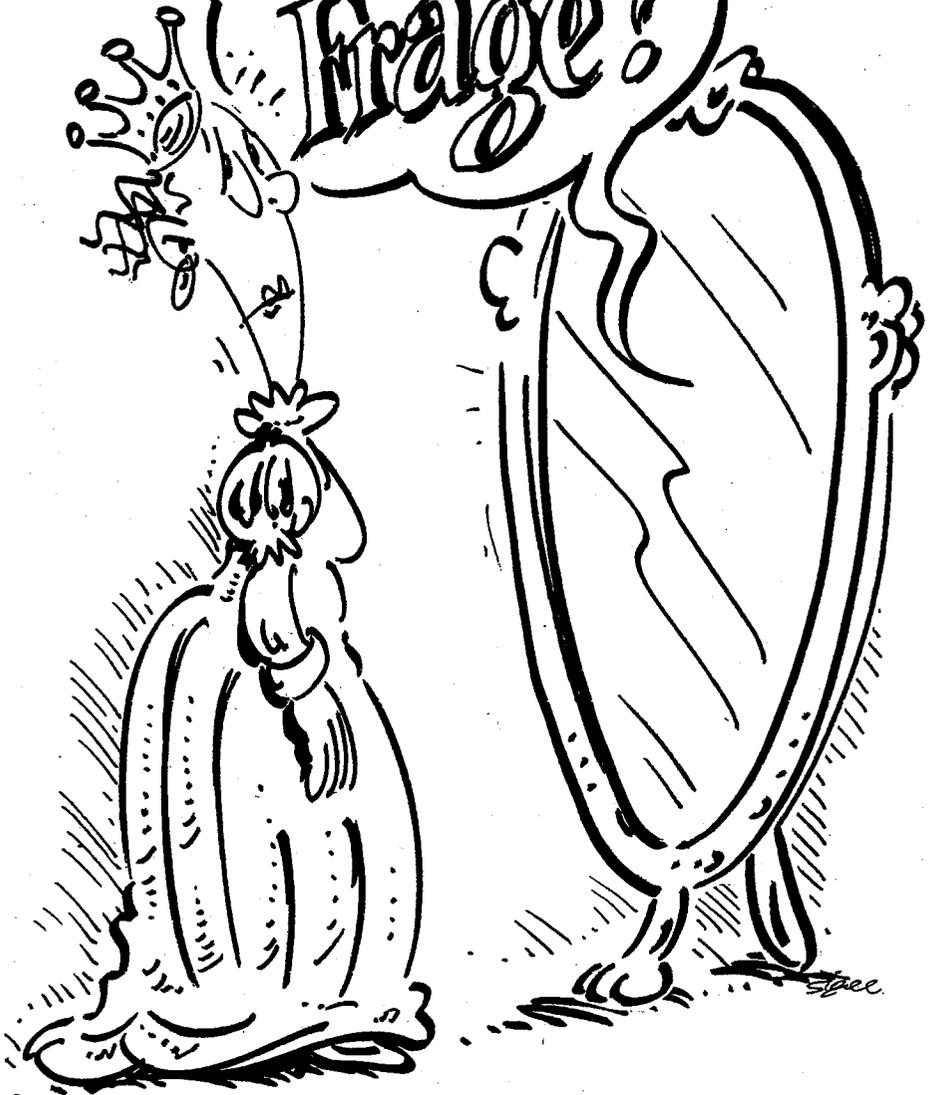


Süsch no
Frage?



20 Bo-Stories
sowie 8 Erlebnisse von 8 verschiedenen Zeitgenossen

swis

Liebe Leserin, lieber Leser

Hier ist es also, das «Siebente Buch Bo», mit 20+8 neuen Geschichten, wie sie nur das Leben schreiben kann. Viel Vergnügen damit!

Weshalb 20+8 Stories? Nun, um mich nicht allzusehr zu wiederholen und Sie zu langweilen (nach der Beschreibung eines YB-Matches oder SCB-Spiels wäre es ja ziemlich phantasielos, auch noch über eine Partie des BSV berichten zu wollen), habe ich die ungewöhnlichen Erlebnisse von acht anderen Zeitgenossen in diese Ferienlektüre aufgenommen.

Mein Dank geht deshalb in ausgesprochenem Masse an Mario Bolla, Pascale Gerst-mayer, Sydney Peter Allanson, Martin Römer, Klaus Fasel, Ursula Reinhard, Katharina Grossenbacher und Ruth Kobi. Ihre Geschichten sind auf den Seiten 42 bis 60 nachzu-lesen. Ja nicht verpassen!

Diese Ferienlektüre wird Ihnen als Zusammenarbeit zwischen der Aemie-Zytig, Grau-holz-Post, WOCHE, Bümpliz-Woche, «Konsum und Freizeit» und dem Brückenbauer, wo meine Realsatiren in (un)regelmässigen Abständen jeweils erscheinen, sowie meiner Arbeitgeberin, der Migros Bern, ermöglicht.

Very special thanks to Beat Sigel aus Büren zum Hof, der das Beschriebene mit seinen Karikaturen erst so richtig aufmöbelt! Und ebenso special thanks an Ruth Flückiger für das x-fache Durchlesen der Texte und die Suche nach Borthographischen Fehlleistungen!

Ich verrate Ihnen öppis: Meine Schreiberei (die nicht bei allen Leuten gleichermassen auf Freude stösst) gebe ich erst auf, wenn ich zumindest die Nomination für den Nobelpreis für Literatur erhalte. Oder für den Pulitzerpreis (oder ist es der Wurlitzerpreis?). Süsch no Frage?

Herzlichen,
Bo

«Süsch no Frage?»[©]

**20+8 neue Geschichten,
die das Leben schrieb.**

«Süsch no Frage?»[®] ist allen Leuten gewidmet, die gerne lachen. Auch, und insbesondere, über sich selber. Vorsicht! Es gibt davon viel weniger, als man vermuten könnte...

Copyright bei den Autoren.

Auflage: 10'000 Exemplare.
Gedruckt auf 100% Recyclingpapier
bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

Bum Bum oder wie man zum Volkshelden wird.

“ Mit Arbeit, so besagt ein Volkspruch, wird man nicht reich. Mit Tennis spielen schon eher. Da gewinnt beispielsweise eine 17jährige zum zweiten Mal einen sündhaft teuren Sportwagen der Marke P. (P wie Porsche), den sie aber, weil noch nicht 18, nicht mal selber fahren darf – und, abgesehen davon, auch nicht fahren dürfte, weil bei der Firma O. (O wie Opel) unter Vertrag, obwohl sie noch ein Jahr kein Produkt der Firma O. pilotieren darf. Sie sehen, das Leben einer Tennisspielerin ist ganz schön kompliziert. Weniger kompliziert – dafür auch mit weniger Gage – ging es vor ein paar Monaten bei Juwelier Kurz im Shoppilyland zu und her. Beim RADO-Tennisstand konnte jedermann seine Aufschlagstärke messen lassen. Zur Einführung: Marc Rosset bringt es, als einer der Besten auf der Welt, auf 210 Stundenkilometer. ”

Das Shoppilyland ist auch das Nervenzentrum der Migros Bern: Hier, unmittelbar an das Einkaufszentrum angebaut, befinden sich Betriebszentrale und Administration meiner Arbeitgeberin. Dementsprechend viele Leute wirken hier, etwas über 1'000. Und von diesen vielen, vielen Kolleginnen und Kollegen spielen wiederum viele Tennis, wie auch ich. Kein Wunder also, wollten wir unsere Aufschlagpower offiziell von der Lichtschranke am RADO-Stand messen lassen. Beat Grütter, Chef-Liegenschaftler, schaffte gleich am ersten Tag 175 Stundenkilometer. Doch da hatte ich noch kein Racket geschwungen.

Sechzehn Buchstaben und drei Zahlen sollten am Tag darauf Einkaufszentrum, Betriebszentrale und Administration gleichermaßen schocken: **Thomas Bornhauser 201**. So stand es am nächsten Morgen zuoberst auf der Schlägerparade zu lesen, von der charmanten Nadja Duss (Juwelier Kurz) handgeschrieben. Borni hatte seinen Coup gelandet, der Fehdehandschuh war geworfen.

Es vergeht keine Stunde, da kommt die erste E-Mail zum Thema (weitere acht sollten an diesem Tag folgen). Es ist Thomas Duppenenthaler vom Sicherheitsdienst. Er gratuliert zu den 201 und gibt gleichzeitig seiner Hoffnung Ausdruck, dass der Tennisschläger noch ganz ist. Kurz nach der Znünipause schaut Bernard Griffone vorbei: «201! Ich bin ja bloss



gespannt, wie der Grütter Beat diese Herausforderung wegstecken wird.» Hanspeter Kohli (Kolonial), der praktisch vis-à-vis von mir sitzt, macht vor Ehrfurcht schier den Hofknicks. Und als ich einmal durchs Grossraumbüro laufe, da scheint es mir, als wären alle Augen auf mich gerichtet. Borni, Bauch einziehen! Um 12:30 Uhr lasse ich mich am RADO-Stand bei Nadja Duss blicken. Einer, auch aus dem Aufschläger-Club, der allerdings nicht genannt sein will, (vor)lautstark zu seinem Kollegen: «Da! Dort steht er, der Bornhauser! Soll er uns allen doch mal vorführen, wie er die 201 geschlagen hat!» Die beiden lachen. «Pardon, haben Sie auch schon einmal ein Formel-1-Training verfolgt?» antworte ich. «Ja, sicher, und was ist damit?» – «Nun, dann werden Sie ja wohl wissen, dass Mikka Häkkinen in seinem Silberpfeil auch nicht draussen auf dem Kurs ist, wenn er Bestzeit hält. Ich schlage vor, Sie schlagen mit 202 auf, dann doppelte ich mit 203 nach. Ist das ein Angebot?» Der Mann, Vorstandsmitglied im Anti-Bo-Fanclub, verzieht sich. Scho wider öpper verrückt gmacht. Gopf! Beat Grütter – Bestleistung, so ist der Infotafel zu entnehmen, inzwischen 182!! – muss es ob der Zahl 201 tatsächlich die Sprache verschlagen haben, jedenfalls meldet er sich nicht. Also giesse ich, Provo der ich nun mal bin, Öl nach, per E-Mail: «Ich habe Dich heute mittag aus dem Shoppy laufen sehen, recht geknickt. Ich darf Dich trösten und aufmuntern: Die Versuche 2 und 3 bei mir waren deutlich schwächer. Nur 191 resp. 190. Kopf hoch!» Als ich am späteren Nachmittag in der Shoppy-Fleischhauerei Grillfleisch einkaufe, äussert sich der Metzger spontan: «Fleisch ist gut für die Oberarme.» Weiss der Kerl also auch schon Bescheid. Dasselbe Minuten später, im M-Electronic-Studio. Zwei Mitarbeiter tuscheln so laut, dass man zwangsläufig Wortfetzen mit-

bekommen muss: «...gross ist er ja... fast so schnell wie der Rosset... unglaublich... einer von uns!» Zurück im Büro eine weitere E-Mail, dieses Mal von Ausbildungschef Beat Zahnd, in der Sie-Form, obwohl wir uns seit Jahren duzen: «Ihre Beschleunigungskräfte am RADO-Stand haben meine Kinder in grösste Bewunderung gestürzt; sie möchten ein Autogramm, solange dieses überhaupt noch bezahlbar ist. Auch möchten sie sich auf die Warteliste für Bo-Shirts, Bo-Servietten, Bo-Bier- und -Kaffeerahmdeckeli oder Bo-Schweissbänder setzen.» Ich werde nonstop angehauen. Man gratuliert noch und nöcher, überall sind die 201 Tagesthema, sogar auf der Damentoilette des Shoppy, wie mir Erika Jollat von Kurz erzählt. Eigentlich eine Schande, gibt es noch keine Pläne für ein Thomas-Bornhauser-Denkmal. Oder etwa doch?

Und was lernen wir daraus? In der Schweiz gilt einer, der einen Ball mit 201 Stundenkilometern Geschwindigkeit an eine Wand brätschen kann, weit mehr, als jemand, der während Jahren versucht, seine Arbeit richtig zu machen.

Moment mal, mir ist fast, als hätte ich vergessen, Ihnen etwas zu sagen. Aha ja, jetzt weiss ich es wieder. Die 201 waren reiner Bluff, eine Aktion, um zu einer neuen Kurzgeschichte zu kommen (dieser hier) und um die Kollegen zu ärgern. Zwar habe ich aufgeschlagen, aber bei weitem nicht die behaupteten 201. Zum Glück hat Nadja Duss von Juwelier Kurz so spontan mitgemacht (Merci, Nadja!). Und am nächsten Tag die 201 aus der Hitparade gestrichen. Womit für einige Leute die Welt wieder in Ordnung war.

Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?

„ Sie haben es inzwischen gemerkt: Ich habe einen Traumjob, der mir die verrücktesten Möglichkeiten bietet, interessante Menschen kennenzulernen. Das ergibt sich in den meisten Fällen «passiv», im normalen Büro-Alltag. Von Zeit zu Zeit gehe ich jedoch selber in die Offensive, wenn ich Lust verspüre, einen faszinierenden Zeitgenossen kennenlernen zu wollen. Logo; schüüch darf man in solchen Fällen nie sein. Ist man es dennoch, kann man ja immer noch jemanden als Alibi vorschieben und sich ganz «per exgüsé» anhängen. In unserem Fall beispielsweise bei der dreizehnjährigen Carole Schürch, Schülerin aus Meikirch. ☹☹

René Baumann alias D.J. BoBo mag ich nicht bloss, weil er meinen seinerzeitigen Übernamen im KV, «BoBo», samt korrekter Orthographie geklaut und zu seinem eigenen Markenzeichen gemacht hat; nein, ich mag den Typen, weil er es mit einem langweiligen Durchschnittsgesicht (wie ich) zu Weltruhm gebracht hat (nicht wie ich). Und weil er echt gute Musik macht, samt super Show. Aber eigentlich geht Sie das ja überhaupt nichts an.

Good News im Frühjahr 1997: D.J. BoBo kommt nach Bern! Nun, so ein BoBo-Konzert an sich ist bereits ein Erlebnis, aber wie schaffe ich es bloss, BoBo II mal selber kennenzulernen? Ich kann ihm ja schlecht einen Liebesbrief schreiben und um ein Rendez-vous bitten... Was würden meine Freunde auch von mir

denken? Und erst meine Frau? Eureka! Ein D.J.-BoBo-Kinder-Wettbewerb im «Brückenbauer» muss her! Und weil, gar keine Frage, klar ist, dass so eine kleine Gewinnerin oder ein kleiner Gewinner hinter den Kulissen betreut werden muss, ist die Frage nach dem Betreuer beantwortet, noch bevor sie überhaupt jemand stellt. Cleveres Kerlchen, Bo, helles Köpfchen. Ganz nach Schillers Zitat aus Wilhelm Tell «Der brave Mann denkt an sich – selbst zuletzt». Wieauchimmer: Am nächsten Tag telefoniere ich mit dem Management des Künstlers. Alles klar, kein Problem: Die Gewinnerin oder der Gewinner kann den Star nach dem Konzert Backstage treffen und für die Migros-Zeitung interviewen. Also schreibe ich die entsprechende Wettbewerbsseite im Brückenbauer zusammen. Titel: «Wer hat Lust, D.J. BoBo zu interviewen?»

Über 700 Kinder aus dem Kanton Bern machen beim Wettbewerb mit. Fortuna zieht aus dem kleinen Berg von Einsendungen die Karte der dreizehnjährigen Carole Schürch aus Meikirch. Die Kleine kreischt vor Freude, als ich sie anrufe und die News verkünde. Weil auch unsere zehnjährige Tochter, Claudia, D.J.-BoBo-Fan (und, Gottseidank, nicht mehr Patrick-Lindner-Anhängerin) ist, frage ich sie, ob sie Carole und mich zum Konzert begleiten will. Sie will. Ganz «Wie der Vater, so die Tochter». Nach schlaflosen Nächten hüben und drüben im Vorfeld des Ereignisses kommt er dann doch noch, der langersehnte Sonntagabend, 22. Juni. Wir haben um 17:30 Uhr abgemacht.

Carole ist eine ganz Feine, ihre beiden erwachsenen Begleiter, Rita und Markus,

ebenfalls. Wir alle sind ein bisschen zu früh bei jenem Treffpunkt, wo die Medienschaffenden später vom D.J.-BoBo-Manager abgeholt werden. Also diskutieren wir in der Zwischenzeit friedlich miteinander. Rita plötzlich, wie aus heiterem Himmel, zu Claudia: «Sag mal, habe ich dich nicht kürzlich am Fernsehen gesehen?» Das Strahlen in den Augen unserer Tochter verrät einiges über ihren Gemütszustand. «Ja, ich habe letzte Woche eine kleine Rolle bei der TeleBärn-Kurzserie "Primavera!"



gespielt.» Sofort will Carole von Claudia mehr zur Arbeit beim TV wissen. Derweil dreht sich Rita zu mir um. «Also ehrlich, unter uns beiden nur: Ich finde diese "Primavera!"-Sendungen scheusslich, total ungeniessbar. Unter jedem Niveau.» Ich liebe Leute, die unverblümt das sagen, was sie denken: «Liebe Rita, auch nur unter uns beiden: Ich schreibe die "Primavera"-Drehbücher...» Lovely Rita läuft nadisna hochrot an, bis hinter beide Ohren. Markus, der die Sache trotz Flüsterton mitbekommen hat, kriegt einen diskreten Lachanfall. Situationskomik nennt sich das dann wohl, Sitcom live. Genau eine halbe Stunde vor Konzertbeginn werden wir vom Management abgeholt. Die Berner Presseleute, die ich von Berufes wegen her kenne, stauen/schmunzeln nicht schlecht, wie sie

Borni mit zwei jungen Damen erblicken. Vermutlich werden sie sich ihre Sache denken. Who cares? (I don't.) Während des Konzerts können die Fotografinnen und Fotografen unmittelbar in den Graben vor die Künstler. Carole und Claudia strahlen. Und knipsen drauflos. Papa auch. Michael Schneeberger vom «Bund» wundert sich. «Wissen Sie, es ist für eine Kinderreportage im "Brückenbauer". Ich mache

bloss Sicherheitskopien. Eh ja, man weiss ja nie.» Ich werde dem Mann eine Kopie dieses Geständnisses zustellen. Zum eigentlichen Rendez-vous mit D.J. BoBo nach dem Konzert nur soviel (der Rest ist nämlich in Caroles Reportage vom 9. Juli 1997 im «Brückenbauer» nachzulesen): Ein hochsympathischer Mann, dieser René Baumann, wirklich! Bevor ich es vergesse: Die Fotos von Carole und Claudia sind perfekt rausgekommen. Nur die angeblichen Sicherheitskopien (...) habe ich verhaufen. Übrigens: Die ebenfalls unterbelichteten «Primaveras» gibt es nicht mehr. Rita wird es freuen.

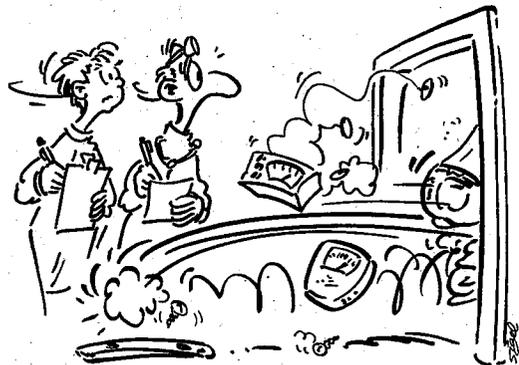
Vom Fast-Olympiasieger zum gebrochenen Mann...

“*«When I get older, losing my hair, many years from now» beginnt einer der schönsten Beatles-Songs, «When I'm 64». Zwar habe ich noch einen längeren Weg bis dorthin (und Haare verliere ich auch noch keine), weil jedoch dann und wann sogar ein Vernünftiger, mache ich, als Demnächsteinmal-Fünfziger, meiner Frau den Gefallen eines Check-Ups beim Arzt, den ersten seit fünf Jahren. Und das, obwohl ich mich zur Zeit in der Form meines Lebens fühle und überhaupt keine masochistischen Züge in mir trage.*”

«Guten Tag, Herr Bornhauser! Aha, wie ich sehe, haben Sie seit Ihrem letzten Besuch vor fünf Jahren abgenommen, super.» – «Da wäre ich mir allerdings nicht so sicher, Herr Doktor.» Eine Vermutung, die die Waage umgehend bestätigt: 110 Kilogramm Lebendgewicht, fünf mehr als vor ebenso vielen Jahren. «Nun, das heisst, dass Sie pro Jahr ein Kilogramm zugelegt haben, Herr Bornhauser, wenn das so weitergeht, würden Sie in zwanzig Jahren 130 Kilogramm wiegen, das wäre ganz schlecht.» In Gedanken stelle ich mir vor, wie ich wohl, immer der Theorie des Medizinmannes folgend, mit 170 Jahren aussehen werde.

«Wie steht es mit dem Sport?» – «Grossartig Herr Doktor, absolut grossartig. Ich jogge.» – «Wie bitte?» – «Wie ich schon sagte, Herr Doktor, ich jogge.» – «Regelmässig?» – «Zweimal die Woche, Herr Doktor.» – «Und wie lange, jeweils, Herr

Bornhauser?» – «Zweimal eineinhalb bis zwei Stunden.» Bingo! Der Mann in Weiss schaut mich eine Weile lang wortlos an. Klar, das hat er mir nun überhaupt nicht zugetraut. Mein Triumph ist perfekt. Geschieht ihm recht, weshalb plagt er mich mit meinem Übergewicht? Eigentlich schade, kann er solo keine Ola-Welle schlagen... Die vier Worte, die danach über seine Lippen kommen, werde ich mein Leben lang nie vergessen: «Jogging? Bei Ihrem Körpergewicht?» Herr Doktor hat Schwein, sitzt er nicht Maxwell Silverhammer gegenüber. Anschliessend folgt ein kurzer Ausflug in die Niederungen der Arthrose, der malträtierten Knorpel, des Damoklesschwererts und der ausgeleierten Bänder. Frage an Sie, liebe Leserinnen und Leser: Kennen Sie zufälligerweise jemanden, der sich für ein Paar gebrauchte Adidas Lexicon in der Grösse 47 interessiert? Ob man die Feststellung nun mag oder nicht, sie ist leider Tatsache. Mann ist nie so alt, wie man sich fühlt. Zu dieser Erkenntnis kommt man spätestens dann, wenn man – des fortgeschrittenen Alters wegen... – zum ersten Mal vom Arzt, wenn auch nur prophylaktisch,



weil im medizinischen Checkbuch so vorgesehen, auf mögliche Beschwerden hin untersucht wird, die man bisher nur vom Witzeerzählen her kannte. Will heissen: Prostata (ja, ja, lachen Sie ruhig...). Die darauffolgende Kontrolle des Blutdrucks ist geradezu Routine. Und bei mir zu hoch – Kunststück, wenn man auf dem Seziertisch liegt (der Herr Doktor meint zwar, ein zu hoher Blutdruck hänge in den meisten Fällen mit einem zu hohen Körpergewicht zusammen). Über weitere Checks und deren zweideutige Ergebnisse (Cholesterin und so) will ich Sie allerdings nicht langweilen, sondern zur eigentlichen Pièce de résistance kommen, dem Belastungs-EKG, welches allerdings nicht «vor Ort» in der Praxis, sondern im Spital gemacht werden muss.

Einige Tage später habe ich im Hospital anzutreten, das (pssssst!) vom Lärm her jedoch eher auf eine Grossbaustelle schliessen lassen würde. Weil exakt auf 08:10 Uhr bestellt, laufe ich zielstrebig an der «Patientenaufnahme» vorbei – in Richtung EKG-Raum. «Wohin wollen Sie?» fragt mich der Hausdrache. «Zum EKG, ich bin dort angemeldet.» – «Sie müssen sich zuerst registrieren lassen. Dort drüben, sobald der grüne Knopf leuchtet und Sie an der Reihe sind. Bitte!» Ich bin total verunsichert: «Auch wenn ich hoch-offiziell angemeldet bin?» – «Alle.» Weil man der Regie nie widersprechen darf, tue ich wie befohlen. Beim Warten, es ist 08:08 Uhr, betrachte ich, der ich bei der Migros Bern für den Ankauf zeitgenössischer Kunst verantwortlich bin, ein Ölgemälde an der Gegenwand. Nun gut, über Kunst darf man sich bekanntlich (nicht) streiten, aber mir gefällt das Ding überhaupt nicht, diplomatisch ausgedrückt. Je länger ich das Bild betrachte, umso mehr Mühe habe ich damit. Wie kann man nur? Offenbar hat da jemand von der Spitalverwaltung eher eine

soziale, denn eine kulturelle Tat begangen, mit dem Kauf des Bildes, fürchterlich. Um 08:23 Uhr kommt eine Aufgeregte daher: «Ist hier ein Herr Bornhauser?» – «Ja.» – «Wir warten auf Sie, folgen Sie mir bitte.» Ich erkläre der Aufregung in Weiss die Situation. Wenn Blicke töten könnten, wären heute zwei Damen weniger unter uns. Aha, fast hätte ich es vergessen: Auf dem Weg zum EKG laufen wir am Ölbild vorbei. Unten ist eine kleine Plakette zu sehen: Geschenk der Genossenschaft Migros Bern.

Minuten später sind die prächtigen Brusthaare wegrasiert, die Elektroden montiert. Unter ärztlicher Aufsicht beginne ich mit dem Velofahren. Alle drei, vier Minuten wird der Widerstand der Pedale erhöht. Ich plaudere mit dem Arzt über das Krankenkassen-Desaster aus dem Hause Dreifuss und über Spitalfusionen. «140 auf 95» meldet die Schwester, dann «160 auf 95», einige Minuten später «175 auf 95», um dann auf «200 auf 95» zu steigern. Auch bei späteren Wortmeldungen bleibt der untere Wert immer bei 95. Nach einer Viertelstunde bricht der Arzt die Übung ab: «Das reicht vollkommen. Herr Bornhauser, ich gebe es zu, ich habe Sie total unterschätzt.» Na also, was wollen wir noch mehr? Freude herrscht! Vermutlich auch für das Spital: Nach dem Umbau wird es für Leute, die nach dem EKG pflotschnass sind, bestimmt auch einen Duschaum haben.

PS: Sie brauchen sich übrigens der Adidas Lexicon wegen nicht mehr zu bemühen, ich behalte sie – und kaufe mir aus lauter Freude noch ein Paar Nike Air Max.

Warum der Pulsmesser Herzfrequenzmesser heisst.

“Geneigte und weniger geneigte Leserinnen und Leser dieser Realsatiren wissen es: Ich jogge. Seit zwei Jahren, seriös. Zum seriösen Rumrennen gehört eine ebensolche Vorbereitung. Und obwohl niemand den Bo jemals an einem auch nur halbwegs inoffiziösen Rennen sehen wird (ich schätze das Alleinsein bei den Streifzügen durch die Wälder, weil ich in solchen Momenten am kreativsten bin und immer die tollsten Ideen habe), sind meine Vorbereitungen zum Jogging echt Grand-Prix-würdig. Zum Glück weiss niemand von dieser Comédie, ich würde sonst zum Gespött mancher Stammtischrunde.“

Ich bin alles andere als ein Hochleistungssportler, auch wenn die nachfolgenden Erläuterungen auf die Aufzeichnungen eines verhinderten Olympiasiegers hindeuten.

Der eigentliche Countdown zum Joggen beginnt bereits 24 Stunden vorher. Kohlenhydratreiche Lebensmittel sind gefragt: Teigwaren, Brot, Bananen und Reis (Guetzli oder Salznüssli gibt es erst nach dem Training, zur Belohnung, vor dem TV). Ich gebe es zu: Nicht, dass ich glauben würde, dass das Zeugs bei mir zur Leistungssteigerung beitragen würde, aber es ist doch einfach ein saugutes Gefühl, sich optimal vorzubereiten. Kein Wunder, bin ich mental so zwäg.

Kommen wir zur Sache: Als erstes reibe ich immer Achillessehnen und Waden sorgfältig warm, mit «Alpina», einer

echten Supersalbe für alle Bobos, auch vorbeugend, nach Geheimrezept von Guido Jeker, erhältlich ausschliesslich in der Schliern-Drogerie (Lilian Kneuss, danke für den Tip!). Es folgt, öpfe fünf Minuten später, das eigentliche Ankleideprozedere: Socken (Spezialausführung für Joggende), im Winter Thermo-Unterhose (mit Anti-Wolf-Gewebe), Kniestütze links (Folgen einer Pirouette auf Skis) sowie Jogging-Hose von Adidas mit fluoreszierenden drei Streifen, damit mich Autos und Hasen und Füchse rechtzeitig heranbrausen sehen. Ecco! Unterhalb der Gürtellinie macht das Ganze jetzt sogar eine Gattig.

Bleibt der noch nackte Oberkörper: Da ist nämlich seit neuestem die Sache mit dem Pulsmesser, der heute Herzfrequenzmesser heisst und dafür entsprechend mehr kostet. Gekauft habe ich das Ding vor fünf Wochen zwecks Errechnen und Überwachung des Fettverbrennungsbereichs, der bei mir, laut Gebrauchsanweisung, bei ungefähr 120 bis 130 Herzschlägen pro 60 Sekunden liegen soll, angeblich. Weil meine mich liebende Gattin das Gerät für ihre Aerobic-Sessions ebenfalls benutzt, muss ich jedes Mal die Länge des Brustbandes einstellen, was, je nach Tagesform, zwei bis drei Minuten dauern kann, bis es meine (eingatmeten) 119 cm perfekt umschliesst. Meistens vergesse ich dabei, die inneren Kontaktflächen zu befeuchten, merke das aber albens erst, wenn T-Shirt und Pullover bereits montiert sind, Himmuheilanddonnerrnonemau! Ich garantiere Ihnen: Ein Tenü-Fez à la RS ist gegen Bo's Vorab-Jogging-Show eine langweilige Sache.

Apropos Fettverbrennung: Keine

Chance, in den Bereich der 120 bis 130 Umdrehungen pro Minute zu kommen, meine Tourenzahl liegt über längere Strecken bei regelmässigen 164 Schlägen, also rechts des roten Drehzahlbereichs. Sygse.

Thema Schuhe. Ein leidvolles Unterfangen, ein bestimmtes Modell zu finden, wenn man USA-13 chaussiert, das kann ich Ihnen sagen. Bei meinen fast zwei Metern Körpergrösse und etwas mehr als 100 Kilogramm Schlachtgewicht ist für Gelenke und Bänder und Muskeln nur das Beste gut genug, der Nike Air Max nämlich. Kostenpunkt 249 Franken (aber eben, man gönnt sich ja sonst nichts). Keiner in und um Bern will mir das Ding jedoch verkaufen. Die sogenannten Fachhändler nicht, die Grossverteiler nicht. Letztere haben das Spitzenmodell von Nike überhaupt nicht im Sortiment, erstere machen sich, weil sie die Mini-boote nicht an Lager haben, nicht einmal die Mühe, beim Generalimporteur für eine Einzelbestellung nachzufragen. Was für ein Glück, konnte mir ein US-Reisender vor zwei Monaten gleich drei Paare in einem Nike-Factory-Outlet-Store für je 70 Dollar posten. Merken Sie öppis? Äbe. Zusammen mit der richtigen Wahl der Schuhe ist die richtige Wahl der Musik im Walkman (Panasonic, Spezialausführung für Jogger) Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Rennrunde. Lachen Sie jetzt nicht: Für jede Route habe ich eine individuell auf das Streckenprofil abgestimmte Musikkassette dabei. Es ist nämlich ein gewaltiger Unterschied, ob Sie bergauf «Rockin' All Over The World» von Status Quo in den Ohren haben oder Frank Sinatras «My Way» (perfekt bei ebener Strecke). Und damit der Kopfhörer nicht verrutscht, wird eine Baseball-Kappe montiert, von den, weil ich dort aufgewachsen bin, New York Yankees – mit dem typischen NY-Zeichen der beiden ineinander verlaufenden Buch-

staben. Hühnerhaut mit Nachbrenner gibt es bei Jogger Bo immer dann, wenn Mister Sinatra sein «New York, New York» zum besten gibt (optimal bei leicht ansteigendem Streckenprofil).

Besagter Walkman wird problemlos an jenem Gürtel angehängt, an dem die Halterung für den mitzuführenden 7-dl-Behälter für das mitjoggende Isostar (in lauwarmem Wasser aufgelöst) befestigt ist. Beim Bidon ist es ratsam, den Verschluss vor Ablauf genauestens zu checken, weil sonst das Kreuz auch ohne Schwitzen relativ schnell klebrnass wird (learning by doing). Ein letzter Blick in den Spiegel (sitzen die zusätzlichen Reflektoren am rechten Oberarm?), dann geht's los. Druck auf den Startknopf des Panasonic. Die United Dolls produzieren mit ihrem «Eine Insel mit zwei Bergen» die Ouvertüre: Die ersten 800 Meter geht es heute nämlich... bergauf.



Was einem die Spice Girls so alles einbrocken können...

“Man kann mit einem einzigen lustigen Erlebnis dann und wann genauso wenig eine ganze Kurzgeschichte zusammenschreiben, wie eine einzige Schwalbe einen eigentlichen Frühling veranstaltet. Geht mir heute auch so, deshalb kriegen Sie ein dreiteiliges Patchwork vorgelegt. Und weil Brigitte Böhlen & Co. von der Aemme-Zytig und der Grauholz-Post eh ständig motzen, weil ich angeblich zu lange Einführungstexte schreibe, höre ich jetzt auch damit auf.”

Neulich lag ein Zettel auf dem Esstisch. Um was es auf dem Blatt genau ging, liess sich nicht auf Anhieb feststellen, weil ein Mickey-Mouse-Heftli es fast vollständig verdeckte. Ehrlich gesagt, es interessierte mich auch nicht gross. Wozu auch? Es dauert allerdings nicht lange, da kommt unsere Claudia (11) angerauscht, mit der Bitte, den rechten unteren Rand mit meiner Unterschrift zu verzieren. «Weshalb soll ich den Zettel denn unterschreiben, worum geht es denn?» – «Das ist ein Geheimnis und eine Überraschung, fürs Dani! Du darfst nicht nachschauen!» – «Und weshalb darf ich nicht wissen, was ich für deine Freundin unterschreibe?» – «Weil es doch sonst keine Überraschung mehr wäre.» Kindliche Logik.

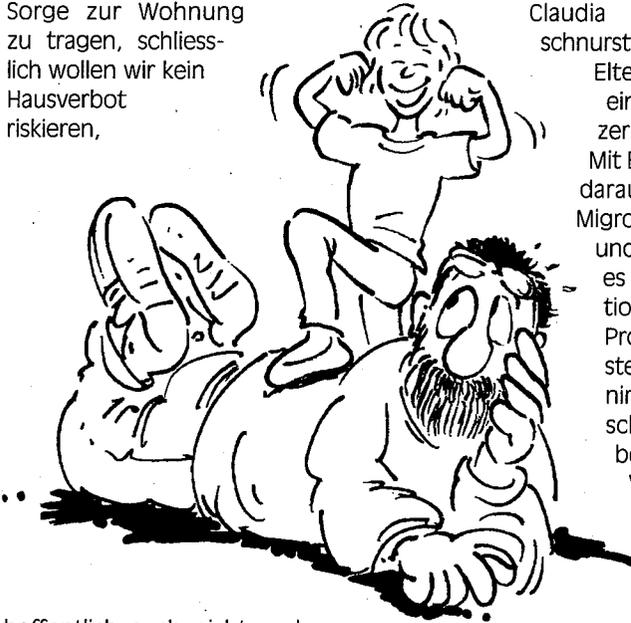
Dennoch – die Regieanweisungen des Produzenten an sein Töchterli sind klar: Vorher wird gelesen, was unterschrieben werden soll, basta (wo kämen wir sonst auch hin?). Und siehe da... Nichts von

«Überraschung fürs Dani», Schabernack hat Claudia-Darling in der Schule veranstaltet, wieder einmal – und Papa darf jetzt seine Inkennntnisnahme mit seiner Signatur dokumentieren. «Weisch, Papa», heisst es sofort, «s Dani het o so ne Brief, dr Peter muess o unterschrybel» Wer wird es mir verübeln, dass ich miss-trauisch bin und deshalb Danis Vater anrufen will. Doch daraus wird nichts, vorerst, zuerst will Claudia mit Dani telefonieren: «He! Hesch es Dim Vater scho gseit? Mi Vater wott nämlech unbedingt mit dim Vater rede.» Aha, so ist das also. Bevor ich allerdings zum Hörer greifen und mit Peter reden kann, liegt er bereits wieder auf dem Telefon: «Muesch no schnäll warte, s Dani muess es no zersch schnäll säge.» Wie sich im Laufe der nächsten Stunden herausstellt, muss es sich bei besagtem Brief sozusagen um ein Rundschreiben handeln: Praktisch sämtliche jungen Frauenzimmer haben in der Schule offenbar einen Jüngling aus ihrer eigenen Klasse so ziemlich vernudelt, verbal.

Manchmal, da ist sie wirklich eine kleine Wundertüte, unsere Claudia. Einmal sitzen wir, weil Mama abwesend ist; nur zu dritt zu Tische: Patrick (8), Claudias Brüetsch, Claudia herself und ich. Papa hat Spinat aufgetischt, und Hörnli, die Kids mögen das. Plötzlich, aus heiterem Himmel, eine Art Quizfrage: «Papa, was isch das, Oralsex?» Pflatsch! Mein Löffel liegt, zumindest symbolisch, im Spinat. Ich schwöre Ihnen: Claudia interessiert sich noch nicht für den Auslandteil der Zeitungen, wo zu jener Zeit von einer gewissen Monica Lewinsky und dem Oral Office die Rede ist. Hingegen ist Töchterli Spice-Girls-Fan und hat in einer Repor-

tage über Mel C oder Mel B (oder war es Geri?) gelesen, dass sie Oralsex mag. Bingo.

Claudia zum dritten (mir fällt bei dieser Gelegenheit auf, Pädu muss der ruhigere von beiden sein, über den gibt es heute nämlich gar nichts zu erzählen): Meine Eltern haben ein wunderschönes Appartement im Wallis, das wir sehr oft übers Weekend benützen dürfen. Selbstverständlich geben wir uns Mühe (wir Eltern mehr, die Kids manchmal weniger), Sorge zur Wohnung zu tragen, schliesslich wollen wir kein Hausverbot riskieren,



hoffentlich auch nicht nach der heutigen Story, die eine Art offene Beichte in Richtung Weinfelden ist, wo meine Eltern wohnen und zum ersten Mal vom Exploit ihrer Enkelin hören resp. lesen werden (Keine Angst Vati und Mueti, das Haus steht noch!). Zurück aber ins Wallis: Kürzlich, beim Znacht. Auch Golla, wie Claudia und Patrick ihren Grossvater mütterlicherseits nennen, ist mit von der Partie. Claudia spielt mit der Ketchup-Kunststoffflasche. Aus irgendeinem Grund packt sie

das Ding am Flaschenhals und haut mit ziemlicher Wucht auf den Tisch, als ob sie etwas abstempeln möchte. Es gibt einen Chlapf. Als erstes realisieren wir, dass Golla plötzlich ganz rot im Gesicht ist. Wir lachen spontan. Das allerdings vergeht uns rassistig, wie wir uns in der Wohnung umschaun: Wie wenn eine Handgranate in der Flasche explodiert wäre. Überall sind rote Flecken verstreut, als ob das Wohn-Esszimmer Masern hätte. Auf den Vorhängen, den Bildern, den Schränken, an der Decke – überall.

Claudia marschiert daraufhin schnurstracks ins Bett, derweil die

Eltern während ungefähr einer halben Stunde Spritzer für Spritzer entfernen. Mit Erfolg. Und was lernen wir daraus? Wir werden der Migros einen Brief schreiben und einmal nachfragen, wie es sich in derartigen Situationen eigentlich mit der Produkthaftung verhält, steht doch auf der Packung nirgends, dass man die Flasche nicht als Hammer benützen darf.

Vercorin, Palmsonntag 1998. Aus einem Kartengruss von Claudia an Dani: «Wir sind hier in den Skiferien. Wir haben schönes Wetter. Es ist 26 Grad.» Süsch no Frage?

(Moment, Moment, nur nicht so ungeduldig! Ich weiss, dass Sie wissen wollen, was ich Claudia in Sachen Mel C oder Mel B gesagt habe. Ganz einfach, die Wahrheit. Und zwar offenbar so langweilig, dass es keine Anschlussfragen gab. Auch von Pädu nicht.)

«Pädi, stell' endlich den Ton des Gameboys ab!»

“*Alarme haben die unangenehme Eigenschaft, dass sie niemand wirklich ernst nimmt, wenn sie mal losgehen, zumal sie sich praktisch ausnahmslos als Fehlschaltungen herausstellen, glücklicherweise. Und so wird man diesbezüglich leichtfertig, Familie Bornhauser macht da, samt Schwiegervater (Rufname «Golla» oder «Golli», ganz wie Sie wollen), keine Ausnahme. Wie neulich in den Ferien.*”

Den Nachmittag haben wir abwechselungsweise am/im Schwimmbad und am Strand (resp. im Meer, für alle, die es wieder einmal ganz genau wissen wollen) verbracht. So gegen 17:00 Uhr beschliessen wir, in die Zimmer zu gehen – und uns zum Znacht vorzubereiten. Sie wissen, so mit wäsche-lege-schnütze-chratze. Pädi sitzt, im Schneidersitz, auf seinem Bett, spielt mit dem Gameboy, Claudia nuuschet öppis in ihrem Gepäck («Copf, Mama! Wo isch mi Sunnehuet!?»), Monika steht unter der Dusche, hört ihre Tochter nicht, Papa hockt auf dem Balkon (mit einem Bier in der Hand), seine Füsse hochgelagert, derweil dem Berichterstatter unbekannt ist, was Golli in seinem Zimmer genau treibt. Plötzlich geht ein schriller Ton los, die Quelle allerdings ist nicht genau zu orten. «Pädi, wie mängisch muess ig dir no säge, du söllsch dr Ton vom Gameboy abstelle!?» übertönt eine Stimme aus der Dusche den Pfeifton bislang unbekanntem Ursprungs. Pädi kann glaubhaft versichern, dass er den besagten Ton nicht verursacht. Also setzt jede und jeder die

angefangene Tätigkeit fort, «tүүüt-tүүüt-tүүüt-tүүüt-tүүüt» hin oder her.

Nach zwei, drei Minuten bemühe ich mich in den Gang, wo der Ton herzukommen scheint. Ecco, und schon haben wir die Ursache: Der Feueralarm im Gang spielt verrückt, blinkt auf, non-stop. Wie zu Beginn im Thriller «Flammendes Inferno». Allerdings: Kein Mensch ist im Gang, kein verdächtiger Geruch zu riechen. Auch Golli, in solchen Sachen eher ein Übervorsichtiger, scheint die Sache nicht gross zu kümmern, auf jeden Fall ist auch er nicht zu sehen. «Entwarnung», gebe ich im Zimmer durch, «es ist nur der Feueralarm, kein Grund zur Beunruhigung.» Zwei, drei Minuten vergehen, der Feueralarm tut noch immer. «Weshalb stellt denn niemand diesen blöden Apparat ab?» will Monika wissen, als sie aus der Dusche kommt. Ich gebe es zu: Mit zunehmender Pfeifdauer wird der Ton doch langsam, aber sicher lästig. Ein nochmaliger Blick in den Korridor beweist, dass mit keinerlei Unannehmlichkeiten zu rechnen ist: Keine Seele weit und breit. Warum auch? Donnerwätter! Kann denn wirklich niemand diesen grässlichen Pfeifton abstellen?

Zwei Minuten später: An der Türe klopft es. Ein Hotelangestellter. Noch bevor ich mich – im Namen der ganzen Sippschaft – über die Belästigung durch den Alarm so richtig beschweren kann, heisst es, das Hotel sei sicherheitshalber sofort zu räumen. Grund: Der Motor des Hauptlifts ist anscheinend überhitzt, gibt nur noch Rauchzeichen von sich, die Feuerwehr ist bereits unterwegs. Aha, soso. Wir benachrichtigen Golla. Er glaubt an einen Scherz. In Eile nimmt jeder das mit, was



er nicht entbehren kann, sollte das Haus bis auf die Grundmauern niederbrennen. Ich zum Beispiel den Laptop (auf dem ich täglich unser Ferientagebuch eintippe) und die Videokamera, damit ich allenfalls live mitfilmen kann, wie unser Hab und Gut sich ebenfalls in Rauch auflöst. Gerade, als ich aus dem Zimmer komme, sehe ich – Wahnsinn! – viele Leute in den Hauptlift einsteigen, Golla mit unseren Kids zuletzt. Richtig! Was steht in jedem Lift dieser Welt, was, lieber Golla?

Mit Notebook (für eine allfällige Katastrophen-Direktreportage) und Video in der Hand und Rucksack (samt Safeinhalt) an der vorgesehenen Stelle renne ich via Notfalltreppe die drei Stockwerke runter zur Lobby – im Parterre schreue ich im Vorbeifliegen Gollis und die Kids an, die soeben den Lift verlassen. Isch doch wahr... In der Hotelhalle herrscht das nackte Chaos, das totale Tohuwabohu. Mir gefällt sowas, echt, in solchen Situationen fühle ich mich sauwohl. Draussen stehen zwei wunderschöne Feuerwehrautos, die Brandbekämpfer montieren sich gerade ihre Atemschutzgeräte. In der Hotelhalle ist alles klar, niemand weiss Bescheid.

Auch Monika hat es hierher geschafft. Sie bekommt den Laptop in die Hand gedrückt, derweil Papa sich, mit eingeschaltetem Camcorder, im Sinne von Reality-TV, direkt unter die Feuerwehrleute mischt. «Was genau ist passiert, wie schätzen Sie die Lage ein, wie werden Sie und Ihre Männer jetzt genau vorgehen?» wird der Kommandant gefragt. Er gibt bereitwillig Auskunft – vermutlich, weil er glaubt, in eine Kamera einer nationalen Fernsehanstalt zu plaudern.

Die Feuerwehrleute, die in ihren Atemschutzgeräten wie antike Tiefseetaucher aussehen, bekommen vom Einsatzleiter letzte Informationen. Sekunden danach nehmen sie Kurs auf die Eingangshalle, Borni mit Video im Schlepptau. Dann trennen sich unsere Wege jedoch – ich muss, auf Geheiss der beiden, im Parterre bleiben, derweil die Profis sich hinauf zum vermuteten Brandherd vor-kämpfen. Sie verabschieden sich artig vom TV-Mann. Und steigen in den Lift.

Wir wollen sein ein einzig Volk von Gebührenzahlern...

“ Wenn Sie mich fragen, dann zweifle ich langsam, aber sicher ernsthaft an der geschichtlichen Überlieferung, wonach sich auf dem Rütli vor über 700 Jahren drei wehrhafte Mannen Einigkeit auf Ewigkeit geschworen hätten. Oder dann ist heute in diesem unserem Bundesstaat nicht mehr viel davon übriggeblieben. Befohlene Einigkeit herrscht 1998 in diesem Land allerhöchstens noch darüber, dass wir Bürgerinnen und Bürger mit Gebühren aller Art von staatlichen oder halbstaatlichen Institutionen geschröpft werden sollen. Wie gäbig, basieren die meisten dieser Verordnungen auf politischen Entscheidungen – dadurch braucht sich niemand verantwortlich zu fühlen. ”

Ja, ja, die gute alte PTT... Nennt sich neuerdings verwirrenderweise Swisscom (gewusst, dass uns der Wechsel zu diesem geradezu genialen Firmennamen M.i.l.l.i.o.n.e.n. an Gebührgeldern gekostet hat?), und Telecom (oder war das vor der Swisscom?), und Post und weiss-ich-nicht-noch-was-alles. Mit gutem Grund: Die Verantwortung lässt sich dadurch aufteilen und abschieben. Spielen wir mal ein Beispiel von halbstaatlichem Monopol-Abriss durch: Ihr Böss ist in den Ferien. In der Schweiz, wie es sich für einen vorbildlichen Chef gehört, der den Franken hierzulande rollen lässt. Nun kommt es, dass Sie ihm, unerwarteterweise, einen zweiseitigen Fax in die Ferien schicken wollen. Etwas an sich

Unbedeutendes, etwas, was aber nicht voraussehbar war; zum Beispiel, dass die Firma, in der Sie beide arbeiten, verkauft wurde. Zu dumm, hat Ihr Vorgesetzter selber keinen Faxanschluss im Ferienhüsli. Wohl aber die PTT im ferienörtlichen Postbüro. Auf die Plätze, fertig, das Gebührenspiel geht los!

Die beiden A4-Seiten lassen Sie durch den Fax im Büro. Nicht gratis, das Übermitteln hat seinen (durchaus günstigen) Preis. Fast gleichzeitig spuckt der Publi-fax auf der Poststelle des besagten Ferienortes zwei Seiten aus – exakt, Ihre beiden Seiten. Was passiert dann? Gar nichts. Die beiden Seiten kommen in die Ablage, kein Mensch hat sich, laut PTT-Handbuch, darum zu kümmern. Weil Sie ja aber möchten, dass Ihr Chef (vorausgesetzt, er ist dannzumal noch Ihr Chef) vom Firmenverkauf erfährt, telefonieren Sie ihm und teilen ihm mit, dass ein zweiseitiger Fax auf ihn wartet, auf der Post. Richtig! Soeben haben Sie zum zweiten Mal Gebühren für die gleiche Aktion ausgegeben, Telefongebühren. Weil ein neugieriger Mensch, eilt Ihr Boss zur Post – wo ihn mit Sicherheit zweimal der Schlag treffen wird. Zum einen wegen Ihrer News, vorher aber noch ob der Fr. 4.50, die er (!) für den zweiseitigen Fax zu bezahlen hat. Zum dritten!

Wenn nun die PTT, die Swisscom, die Post, die Telecom (oder auch wer immer) auf diese Realsatire reagieren sollte, dann kann ich Ihnen bereits sagen, was im Leserbrief stehen wird: Es sind verschiedene Firmen an der Sache beteiligt – und jede hat auf ihre/Ihre Rechnung zu kommen. Die Rechtfertigung tönt dann ungefähr so, wie wenn Sie beim Coiffeur auch noch zusätzlich für den Strom und

den Haarspray zu bezahlen hätten (Ich weiss, Elisabeth Weyermann, als Pressechefin bei der Post, ich weiss: Aber ich konnte nicht anders, als diese Story zu schreiben – kannst Du mir nochmals verzeihen?).

Zwei weitere Beispiele amtlichen Abrupfens gefällig? Dann organisieren Sie doch mal spontan ein Quartierfest mit Tombola, mit entsprechendem zeitlichen und ehrenamtlichen Engagement. Dass Sie Dreistelliges für die amtliche Bewilligung zum temporären Verkauf von Bierflaschen zu berappen haben, mag noch irgendwie einleuchten, schliesslich müssen Beizer auch bluten, wenn sie Alkoholisches verkaufen. Geradezu absurd wird es hingegen, wenn Sie um eine Bewilligung für die Tombola nachfragen. Auf der Gemeinde sind erst einmal zwanzig Franken zu bezahlen, damit Sie ü.b.e.r.h.a.u.p.t. ein Gesuch stellen dürfen (doch, doch, Sie haben durchaus richtig gelesen). Ein paar Tage später kommt dann die echte Überraschung: Staatsgebühr 30 Franken, Gemeinde- und Staatsabgabe je 50 Fran-

ken, macht zusammen mit der Gemeindegebühr von besagten 20 Franken satte 150 Stutz. Gottfried! Mit welchem Recht eigentlich? Weder Gemeinde noch Staat bezahlen mir auch nur eine 70er-Marke für einen Brief! Aber die hohle Hand erhalten, das können sie. Prima. Eine Rückfrage – Du siehst, Elisabeth Weyermann, auch andere werden

von mir beglückt – beim Regierungsstatthalteramt ergibt, dass diese Behörde nur ausführendes Organ eines politischen Beschlusses ist – und nichts dafür kann. Immerhin kann man mir dort glaubhaft versichern, dass weder Staat noch Gemeinde an einem allfälligen Defizit bei der Tombola partizipieren werden, das Risiko liegt allein beim Veranstalter. Wunderbar.

Die Schwanzfeder behördlichen [REDACTED] (mein Rechtsberater meint, ich solle diesen Ausdruck nicht schreiben) bekommt man auf unserer Gemeindeverwaltung in Wohlen gesteckt, amtliche «Hinweise zum Tombolagesuch» nämlich. Da steht schwarz auf rosa, dass man, gemäss Artikel 22 der Lotterieverordnung, spätestens einen Monat nach dem Anlass, der Ortspolizeibehörde eine Abrechnung der Tombola einzureichen hat. Aha. So hat man die Zahl der abgesetzten Lose anzugeben (ich kann ja reinschreiben was ich will, niemand kann das jemals überprüfen), die Unkosten der Veranstaltung zu nennen (dito zum zweiten), den Wert der bezogenen und nicht bezogenen Preise zu beziffern (dito zum dritten) und den Reinertrag der Veranstaltung bekanntzugeben (dito zum vierten). Arbeitsbeschaffung à la Ämter und Behörden? Was soll das? Interessant, dass das Regierungsstatthalteramt auf Anfrage das besagte Merkblatt als «nicht mehr zwingend» bezeichnet. Der Zufall will es nun, dass unsere Gemeindeverwaltung einige Tage später Artikel 22 bei mir mahnt. Statt der Zahlen erhält sie einen Vorabzug dieser Kurzgeschichte. Worauf sie bei mir «ausnahmsweise» auf Artikel 22 verzichtet, obwohl sie darauf bestehen könnte, wie sie ausdrücklich schreibt. Merken Sie öppis? Ich auch. Süsich no Frage?



Berner Landeier zu Besuch in der Zürcher Formel-1-Fabrik.

“ Wenn Sie heute an dieser Stelle eine der üblichen Bo-Realsatiren erwarten, können Sie – ausnahmsweise aber nur! – subito weiterblättern. Im Sinne der vielzitierten Ausnahme möchte ich Ihnen nämlich zum ersten und letzten Mal beweisen, dass mir gewisse Zeitgenossen echt noch imponieren (stimmt natürlich, Politiker können damit nicht gemeint sein). In der Hoffnung, ihr Lob falle umgehend auf sie zurück, plagieren viele Unternehmer öffentlich mit dem angeblich «einmaligen Teamgeist» ihrer Mitarbeitenden. Spricht man dann gelegentlich mit der einen oder dem anderen eben dieser Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, könnte man manchmal nicht meinen, dass sie tatsächlich im gerühmten Unternehmen tätig sind... In einer mittelgrossen Firma im Zürcher Oberland hingegen passiert wirklich Aussergewöhnliches. Zusammen mit einer Kollegin und einem Kollegen war ich kürzlich dort zu Besuch. ”

Wer in Hinwil, Argusaugen zum Trotz, mit schierer Verzweiflung nach einer Art Fabrik mit der Firmenanschrift «Red Bull Sauber-Petronas» Ausschau hält, dem sticht (im Zeitalter der Fusionen) bei seiner Suche eher jenes Gebäude ins Auge, wo im ersten Stock zwei nebeneinanderliegende Fenster mit den individuellen Werbeklebern «Würstlibude» resp. «Erotica 47» Synergien verkünden, denn die modern-schlicht gehaltene Liegenschaft des einzigen Schweizer For-

mel-1-Rennstalls. Das ist Absicht: «Optimale Arbeit können wir nur dann verrichten, wenn wir ungestört sind» fasst Gustav Büsing, Pressesprecher bei Red Bull-Sauber-Petronas, die gewollte Anonymität zusammen.

Betriebsbesichtigungen gibt es bei Red Bull-Sauber-Petronas in der Regel nur für auserlesene Fachjournalisten, nicht aber für Realsatiriker und Technik-Nieten in Personalunion – und schon gar nicht, wenn ein neuer Wagen, dieses Mal der C17, für eine bevorstehende Rennsaison unter grösster Geheimhaltung zusammengeschustert wird. Entsprechend argwöhnisch werden die drei Eier aus Berner Landen begutachtet, die sich mit Gustav Büsing auf Inspektionstour begeben. Natels und Pagers sind, weil sie die hochempfindliche Elektronik der Computer in der Entwicklungsabteilung beeinträchtigen können, tabu; Kameras jeder Art ohnehin. Von Anbeginn an also keine Chance für jemanden unter dem Motto «Ach wie gut, dass niemand weiss, dass mein Vetter Williams heisst!»...

Obwohl während der letzten zehn Tage rund um die Uhr durchgearbeitet wurde und deshalb eine gewisse Spannung im Hinblick auf die Präsentation und die ersten Testfahrten der Neukonstruktion C17 spürbar ist, fällt während unseres



mehrständigen Besuches nirgends ein böses Wort. Kein Kopfschütteln ist zu sehen, kein herablassendes Handzeichen. Und, was weiter auffällt: Sozusagen nirgends wird allein gearbeitet, meistens bespricht man sich an einem Arbeitsplatz in kleinen Gruppen, holt Ratschläge ein. Es ist unmissverständlich: 150 Mitarbeitende bauen sich hier «ihren» Wagen zusammen. Jeder ist auf den anderen angewiesen. Hier ist ein wirkliches Team an der Arbeit, sogar während der Raucherpausen, wo man auf dem Boden im Gang sitzt – und über Details am C17 diskutiert.

Der Stolz, für Red Bull-Sauber-Petronas zu arbeiten, ist allgegenwärtig: Beim Koch beispielsweise, der im Team-Transporter auf gerademal zwei Quadratmetern Stehfläche (!) 120 (einhundertzwanzig!) Mittagessen – samt Salat und Dessert – zubereitet; der Stolz ist spürbar beim Konstrukteur, der im Computer mittels CAD ein neues Teilchen des C17 virtuell bereits einem ersten Belastungstest unterzieht; der Stolz ist hörbar bei der Telefonistin, deren Stimme zum Schluss ihrer Anmeldung höher schwingt als Sekundenbruchteile zuvor; der Stolz ist spürbar beim Techniker, der gerade dabei ist, die Temperatur des Backofens für die Herstellung des Kohlenfaser-Cockpits zu überprüfen. Und selbstredend ist der Stolz fast greifbar bei jenen, die den nigelnagelneuen C17 erstmals zusammenbauen – und denen wir Greenhorns tatsächlich husch über die Schultern gucken dürfen. Die Frage sei erlaubt: Woher dieser Teamgeist, woher dieser Stolz?

«Blöde Frage!» werden jetzt jene einwenden, deren eigenes Betriebsklima vermutlich nicht ganz über jeden Zweifel erhaben ist: «In einem Formel-1-Team mit Miezen, Moneten und Motoren zu arbeiten, muss ja Freude machen.» Diese Meinung mag sogar noch stimmen. Nur:

Kann das der einzige Grund sein? Wie bitte, Sie meinen, das Salär sei ausschlaggebend? Da muss ich Sie enttäuschen. Gewiss gibt es die hochbezahlten Techniker, aber viele Mitarbeitende erhalten für ihren überdurchschnittlichen Einsatz umgerechnet nicht mehr als ein «normales» Gehalt. Habe ich Sie richtig verstanden? Die einzigartige Branche ist es? Sind Sie sich da ganz sicher? Und was, wenn sich im Verlaufe der Saison Ausfälle und Enttäuschungen häufen? Wenn man im Bekanntenkreis immer wieder darauf angesprochen wird und in der Boulevard-Presse nachlesen darf, was für Schulbuben da am Werk sind? Fägt es dann noch immer? Oder liegt es gar an der wundersamen Tatsache, dass ein Formel-1-Auto, je nach Speed, bis zum Dreifachen seines Eigengewichts an Anpressdruck erzeugt und somit easy an der Decke eines Tunnels fahren könnte? Das Geheimnis, falls es überhaupt eines ist, findet sich (auch in Hinwil) schlicht und einfach im Umstand, dass man sich selber verbessern will. Auf dieses Ziel hin arbeiten die 150 Leute bei Red Bull-Sauber-Petronas, als verschworene Gemeinschaft. Dieser Teamgeist hat mich tief, tief beeindruckt. Ob er bei der Nummer 1, bei Williams, auch so ausgeprägt ist?

Und was die Sache hier besonders sympathisch macht: Man sieht sich selber nicht als Nabel der Welt, der Horizont hört nicht Ende der Boxenstrasse auf. Gustav Büsing, das wohlthuende Gegenteil vieler Wichtigtuer in der Formel 1, bringt es spasseshalber auf den Punkt: «Der ganze Aufwand für zwei Dutzend gutbezahlte Herren, die sechzehnmal im Jahr irgendwo auf der Welt im Kreis rumfahren wollen; eigentlich ist unser Business eine verrückte Sache.» Kann man durchaus so sehen.

«Einmal Ouagadougou retour, 2. Klasse, bitte»

“ Zur Abwechslung sind Worte des Dankes angesagt. In der Tat: Dann und wann bricht bei mir die offene Panik aus, weil ich Schiss habe, keine neue Kurzgeschichte für Sie zusammenzukriegen. Immer wieder aber hilft man uns aus der Patsche, damit Sie zu einer neuen Realsatire kommen. Meistens bin ich es selber, der mit beiden Füßen in einen Fettnapf springt, dieses Mal aber sind es freundlicherweise Herr B. und Frau F. an den Billettschaltern im Hauptbahnhof Bern, ihres Zeichens Vertreter und Vertreterin jenes Unternehmens, das uns den Dienstagabend-Krimi auf SF1 ermöglicht. ”



Gründonnerstag. Weil noch genügend Zeit bis zur Abfahrt des Zuges ins Wallis bleibt, beschliesse ich spontan, mir ein 222-Franken-Halbtaxabo zu leisten. Der Kluge reist ja schliesslich im Zuge. Herr B. wird mit meinem Wunsch beglückt. «Haben Sie eine Foto dabei?» – «Eine Foto?» – «Ja, eine Passfoto. Die brauchen Sie nämlich für ein Zweijahresabo.» Nun, im Grunde genommen brauche ja nicht ich, sondern benötigt er eine Foto, aber das sind wirklich Details, über die sich hier zu stür-

men nicht lohnt. «Können Sie nicht jene aus dem alten Ausweis nehmen?» – «Nein, das geht nicht, die hat rechts unten einen Stempel. Sie brauchen eine neue Aufnahme. Am besten, Sie gehen zum Automaten.»

Ich hasse Automaten – genauso, wie ich das Wort «Gebrauchsanweisung» und dessen Folgen verabscheue. Meine technische Unfähigkeit ist nämlich sprichwörtlich. Eher bringt unsere elfjährige Claudia eine 6 in Mathe nach Hause (was sie allerdings noch nie geschafft hat), als dass ich ohne Schweissausbruch eine Neonröhre im Badezimmer auswechseln könnte.

Wo waren wir stehengeblieben? Aha ja, genau, beim Fotoautomaten. Da unter der gezogenen Gardine keine Beine zu sehen sind, ist anzunehmen, dass die Kiste leer ist. Bingo. Sekunden später: Weil die Position des Drehstuhls selbst bei der untersten Einstellung für mich noch zu hoch ist (die Hälfte meines Gesichtes, das es ja zu fotografieren gilt, befindet sich oberhalb des roten Strichs), gleite ich in eine Art Formel-1-Stellung, die automatisch mein Doppel- zum Dreifachkinn verunstaltet. In dieser Position grübele ich das geforderte Münz hervor, werfe es in einen Schlitz. Der Automat quittiert mein Lächeln umgehend mit einem Blitz. Sieben Minuten später wirft der Vier-Minuten-Automat das Bildli raus. Affrö. Anyway: Ich stehe bei der Kolonne von besagtem Herrn B. an, weil er ja weiss, worum es geht. Drei Minuten später bin ich an der Reihe. «Hier ist die Foto.» – «Und was soll ich damit?» – «Ehhhh, ich war vor zehn Minuten da, wegen des Halbtaxabos. Erinnern Sie sich nicht?» – «Ja, Sie! Eine Passfoto brauchen

Sie, keine Portraitaufnahme.» Ich denke mir, der Mann hat mich, den begnadeten Realsatiriker, erkannt, will mich bloss provozieren. Kleines Scherzchen und so. Irrtum: Der dumme Borni wird verbal eiskalt geduscht, mit einem Vollpreisbillettt ausgerüstet und mit ein paar beleidigenden Worten ins verlängerte Wochenende verabschiedet.

Zwei Wochen später, zweiter Anlauf, Passfotos dieses Mal, learning by doing, auf Mann. Eigentlich habe ich mir fest vorgenommen, jene Aufnahme abzugeben, die mich in der bekanntesten aller Albert-Einstein-Posen zeigt. Weil mich aber Frau F. hinter dem Schalter mit ihrem Lächeln verzaubert, schiebe ich unvorhergesehenerweise ganz brav die brave Version rüber... «Aiiii, ich weiss nicht, ob diese Foto sich eignet...» sind ihre ersten Worte, angesichts des Schwarzweissbildes. Wo, bitte schön, so frage ich mich insgeheim, sind hier die versteckten Kameras versteckt? «Ich nehme Ihre Foto einmal entgegen, aber es ist gut möglich, dass Sie einen Anruf erhalten, damit Sie eine Farbfoto einsenden.»

Wie sich im Verlaufe der nächsten zehn Minuten herausstellen wird, war das bisher Erlebte nur eine flauwe Ouvertüre. Zuerst muss ich meinen Führerausweis vorzeigen: «Ist das hier Ihre gültige Wohnadresse?» will die SBB-Frau wissen, wohl von der Annahme ausgehend, dass 95% aller Schweizerinnen und Schweizer im ehemaligen Fischenstaat – pfui, pfui – mit falschen Daten in ihren Ausweisen rumlaufen. Dann geht der Administrationsmarathon erst richtig los. Derweil beginnen hinter mir die ersten Leute in der Kolonne zu fluchen. «Es tut mir leid, ich will nur ein Halbtaxabo, keine Reise nach Ouagadougou», entschuldige ich mich, «das dauert aber wohl noch eine Zeit.» In den folgenden paar Minuten spüre ich zweimal den symbolischen

Dolchstoss eines Meuchelmörders in meinem Rücken.

Frau F. geht auf Nummer Sicher und liest mir, nachdem sie zweimal aufgestanden und hinter die Kulissen verschwunden ist, meine gesamten Personalien vor, Telefonnummer inklusive, die zu etwelchen Unklarheiten Anlass gibt. 858 86 85 oder 86 86? 85 86? 868 85 85? Noch eine Rückfrage und ich hätte – Himuheiland-donnerschärnesiechnonema! – nach dem Telefonbuch verlangt. Wenn mich mein Langzeitgedächtnis nicht im Stich lässt, dann sagt mein Erinnerungsvermögen, dass ich 1968 bei der Rekrutenausbildung schneller abgefertigt wurde – Weitsprung, Klettern, Weitwurf, Einteilung und Übergabe des Dienstbüchleins inbegriffen. Frau F. fasst zum Schluss alle Angaben freundlicherweise noch einmal zusammen und erklärt mir verschiedene wissenswerte Sachen, wie zum Beispiel das korrekte Aufbewahren der Kaufquittung. Damit wir uns richtig verstehen: Das hier ist/war kein Vorwurf an die Adresse von Frau F., sondern an das System als solches.

Wenn Sie nun aber glauben, ich sei glücklicher Inhaber des angestrebten Halbtaxabos, dann irren Sie sich. Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, besitze ich lediglich ein «Übergangsabonnement zu Halbtax-Abonnement», vorübergehend, bis das kostbare Dokument eintrifft. Vorausgesetzt, die Foto sei Halbtaxabotauglich. Aber das ist eben nicht sicher.

(In der Zwischenzeit bin ich tatsächlich stolzer Besitzer des offiziellen Ausweises geworden, samt Schwarzweissfoto. Verkleinert, versteht sich.)

«Bei dieser Gottes Herrlichkeit...»



“Viele Schweizer Wirte und Hoteliers klagen über Gäste- und Umsatzschwund. Die Gründe dafür suchen und finden sie meist ausserhalb der eigenen vier Wände. Ist ja auch bequemer so, als in den eigenen Spiegel der Selbstkritik zu blicken. Beispiel Oberaargau: Ein Restaurant mit angebautem Dancing. Vor dem Tanzlokal eine riesige Werbetafel mit der Aufschrift «Bud». Weil das Dancing nachmittags geschlossen ist, geht man in die Beiz. Dort jedoch wird, im Gegensatz zum Dancing, kein «Bud» ausgeschenkt, Ende der Diskussion. Sollen die dummen Gäste ihr blödes «Bud» doch suchen, wo sie wollen – was diese dann prompt auch tun.“

Scenenwechsel: Ein Restaurant irgendwo im Bärnbiet. Einmal pro Sommer gehen Claudia Boess, Heidi Möri, Manuela

Schüpbach, Lilian Schlatter, Barbara Siegenthaler und ich (als Hahn im Korb) ausgiebig Zmittag essen. Kurzentschlossen und kurzfristig, bei ganz schönem Wetter nur, damit wir eine Gartenbeiz berücksichtigen können. So auch heute.

Punkt 12:00 Uhr stehen wir im Gärtli. Wir haben reserviert, obwohl dies, heute Mittag jedenfalls, nicht nötig gewesen wäre: Zwar sitzen elf Herren an einem anderen Tisch, und zwei weitere sind mit je zwei Personen besetzt, sonst aber herrscht Ruhe. Wir sitzen noch nicht richtig, da kommt bereits die Serviererin im Tiefflug daher, will unsere Bestellung aufnehmen. «Sorry, wir haben uns noch nicht beraten. Eine Frage: Gibt es nebst dem Menü 1 und Menü 2 noch eine Speisekarte?» wollen wir von ihr wissen. Es gibt, lässt sie eher missmutig verlauten – dann dreht sie sich zum Abmarsch um und schränkt, Blick zurück, barsch ein: «Das geht aber lenger!»

Unser Trüppchen ist sich einig: Erstens

sind wir durchaus bereit, es gemütlich anzugehen und, zweitens, wollen wir uns die gute Laune nicht von einer schlecht aufgelegten Serviererin vermiesen lassen. Nach einigen Minuten kommen die Speisekarten daher, kommentarlos, kein Tip in Richtung «Der Küchenchef empfiehlt.» – «Pardon, können wir schon einmal etwas zum Trinken bestellen?» Das ist möglich, ohne Einschränkung. Nach fünf Minuten sind wir soweit, die Bestellung aufgeben zu können. Dummerweise können wir sechs uns nicht für das gleiche Essen entscheiden, was die Serviererin mit einem unüberhörbaren Seufzer quittiert.

Die elf Herren am Nebentisch haben es lustig, geben sich ausgelassen. Allerdings nur bis zum jenem Moment, als plötzlich ein jüngerer Herr mit Krawatte erscheint und sich zu ihnen setzt. Wie Chorknaben hocken sie auf einmal da, mucksmäuschenstill, andächtig zuhörend, als spreche der Liebe Gott persönlich mit ihnen. Jener mit Krawatte ist der deutschen Sprache nicht mächtig, singt jedoch trotzdem, in bestem Down-Under-Englisch, die Solostimme. Ich gehe mit Ihnen einig: Das muss der Boss sein. Bei mir meldet sich das Langzeitgedächtnis. Genauso ging es 1983 zu und her, als Herr Jacobs («Die Krönung») mit den Seinen die Suchard-Tobler enterte: Auch dort wurde plötzlich Englisch offizielle Schoggi-Sprache, was, dann und wann, zu den tollsten Kommunikations-Pannen führte. Eine weitere Jacobs-Parallele zum Zwölfer mit Steuermann im Gärtli: Jene Schoggi-Kader, die seinerzeit hinter den Kulissen am lautesten über «d'Schwobe» reklamierten, salutierten die Kaffee-Mannen bei deren Besuchen derart stramm, als ob sie Ehrenmitglieder einer Ehrenformation wären.

Zurück an unseren Tisch. Eine Viertelstunde vergeht, das Brotkörbchen ist leer. «Entschuldigung, könnten wir noch

ein bisschen Brot haben?» Keine Reaktion seitens der Serviererin. Nach einer weiteren Viertelstunde der zweite Anlauf, als die Getränke kommen: «Könnten wir noch ein bisschen...» – «Sehen Sie nicht, dass ich alleine bin!? Ich habe es gehört, das mit dem Brot.» Gut zu wissen. Genau 64 Minuten nach der Bestellung kommt das Essen.

Einige Zeit später, als das Gärtli, bis auf uns sechs, längst menschenleer ist, erscheint der Patron unter dem Türrahmen. «Isch's rächt gsi?» ruft er uns von dort aus zu. «Wenn Sie so fragen: Nein. Oder finden Sie 64 Minuten Wartezeit für ein Mittagessen in Ordnung?» Seine Antwort ist unverständlich, nicht zuletzt deshalb, weil er sich umdreht und in die Beiz zurückkehrt. Aufschlussreiches lesen wir beim Weggehen auf einer Wandtafel: «Bei dieser Gottes Herrlichkeit, genieße auch die Wartezeit, denn es dauert keine Ewigkeit.»

Diesem wohlgefälligen Beizer, der uns mit Sicherheit nie wieder sehen wird, und einigen anderen Jammeri-Hotellier/Gastro-Kollegen aus Helvetien sei eigentlich nur noch eines empfohlen: Reisen Sie einmal, im Sinne eines Bildungs-Ausfluges, ins Luxus-Sporthotel Lärchenhof zu Burgi und Martin Unterrainer nach Erpfendorf ins Tirol, wo Sie für keine 150 Franken pro Person und Tag eine tolle Juniorsuite belegen, sämtliche Sportanlagen gratis benützen und zum Znacht einen klassischen Fünfgänger geniessen können (vom fantastischen Zmorgebuffet wollen wir gar nicht erst sprechen). Gutgemeinter Tip: Nehmen Sie unbedingt die Videokamera oder den Fotoapparat mit, damit Sie zu Hause sehen, dass Sie das im Lärchenhof Erlebte nicht bloss geträumt haben.

Die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit...

“ Die Frage nach der 5- oder 6-Tage-Woche in unseren Schulen (wir kennen noch die Samstagsarbeit für Kinder) spaltet unsere Gemeinde öppe so wie der Röstigraben die Schweiz. Weil es sich auch hier, wie bei der Gentechnologie oder dem EU-Beitritt, um eine reine Glaubensangelegenheit handelt, sind die Meinungen lange vor öffentlichen Diskussionen gemacht, unverrückbar. Und deshalb sei die Frage erlaubt, weshalb es trotzdem immer wieder öffentliche Veranstaltungen (Diskussionen wäre ja der falsche Ausdruck) zu söttigen Themen gibt? Wie neulich an einem Elternabend. Und damit Sie keine falsche Vermutung anstellen: Mir ist es wurst, ob 5- oder 6-Tage-Woche. Hauptsache, die Erwachsenen denken bei ihren Voten an ihre Kinder – und nicht egoistischerweise in erster und zweiter Linie an sich selber. Da habe ich nämlich manchmal so meine Zweifel... ”

Bereits im Vorfeld des Informationsabends wird von der einen Partei kräftig lobbyiert, werden «Gegner» in die Pflicht genommen, auch am Wochenende (allerdings erfolglos, wie sich dann an der Veranstaltung zeigen wird). Weil meine Frau Monika und ich uns zum Thema nicht gross ereifern können, wissen wir zwar, dass die Sache im Primarschulhaus abläuft, aber nicht genau, wo. «In der

Mehrzweckhalle» meinen die einen, die mit einem Grossaufmarsch zum Thema rechnen, «im Kulturestrich» die anderen. Zweites trifft zu – und jener ist erst noch nur zur Hälfte besetzt, mit nur schätzungsweise 45 Leutchen. Dr. Stefan Frank (das ist der Arzt, dem die Frauen vertrauen) und Kinderärztin Leah haben an besagtem Abend die grössere Anziehungskraft.

Bevor es mit den Informationen «Pro» und «Contra» losgehen kann, wird ein Ordnungsantrag gestellt: Im Mittelteil

– zwischen besagten Infos und Schlussdiskussion eingebettet – soll in kleinen Arbeitsgruppen diskutiert und nach dem Ei des Kolumbus gesucht werden. Weil

Wir auch so ein kleines Grüppchen sind, verlangt ein Vater, dass wir die ganze Zeit beisammen bleiben, damit niemand Interessantes verpasst. Antrag abgelehnt. Dann geht es los: Die



beiden Informanten mit gegenteiliger Ansicht, tipptopp vorbereitet und für ihre Sache wirklich in bewundernswerter Weise einstehend, ein Vater und eine Mutter (miteinander weder verwandt noch verschwägert), haben die Messer gewetzt und ihre Argumente auf Farbfolien parat, weshalb der/die andere die Sache total falsch sieht.

Bevor es zum ultimativen Showdown kommen kann, muss geklärt werden, wer von beiden Kontrahenten anfangen muss. Ein Cabaret ist ein Cabaret, aber was sich in den nächsten Minuten im Kulturestrich Wohlen abspielt, das ist bereits das Übernächste. It's show time, folks! Man beschliesst nach kurzer Diskussion, dass ausgelost werden soll, wer den undankbaren Anfang machen muss. Bloss... wie? Und womit? Einer, in seiner Freizeit vermutlich FIFA- oder UEFA-Schiri, schlägt eine Münze vor. «Hat jemand einen Zweifränkler?»

Unmittelbar danach geht es um die alles entscheidende Frage, welche der beiden Parteien «Kopf» und welche «Zahl» zugeteilt erhält. Soll man auch das auslösen? Palaver. Ich halte meine Hand hoch, sehr zum Entsetzen von Monika. «Muesch itz nid no Öl is Füür giesse!» flüstert sie mir vorwurfsvoll zu, als ob ich so etwas überhaupt tun könnte. Also nehme ich den Arm wieder runter und erhalte einen wenig verständnisvollen Blick nachgeschoben: «Isch doch wahr...» Dann bekommt «Pro-6-Tage-Woche» Mutter Helvetia zugeteilt, «Pro-5-Tage-Woche» ihre Rückseite (natürlich nur symbolisch gemeint). Noch bevor das Geldstück zu seinem schicksalsträchtigen Flug starten kann, bedarf die Frage der Klärung, wie der Zweiflüber ausgewertet werden wird. Zählt jene Seite, wie sie – tätsch! – auf die Handfläche fällt? Oder wird die Münze, wie die Rösti in der Bratpfanne, um 180 Grad gedreht und auf den Handrücken der anderen Hand geschlagen? Als dieses

Prozedere geklärt ist, folgt der Gedankenanstoss eines Teilnehmers, was es zu bedeuten hat, wenn «Kopf» zum Vorschein kommt? Müssen die «Pro-6-Tägler» beginnen, oder können sie entscheiden, was sie wollen? Auch darüber herrscht nach kurzen Beratungen Einigkeit.

Der erste Wurf, offenbar ein Probewurf, muss wiederholt werden, weil Helvetia nur waagrecht durch die Luft fliegt, ohne sich zu drehen. Unser Schiri zückt in Gedanken vermutlich die gelbe Karte. Endlich ist alles klar: «Pro 5» beginnt.

Beiden Parteien – jede mit eigenem Fan-Publikum, allerdings ohne Spruchbänder angereist – stehen exakt zehn Minuten Redezeit für die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zur Verfügung, so wahr ihnen der Liebe Gott helfe. Dass die 600 Sekunden auch eingehalten werden, darüber wacht, ganz hinten im Säll, Lehrer H. mit zwei Pfannendeckeln in der Hand. Er gibt vorab, stilsicher, eine Kostprobe seines Könnens, sehr zum Gaudi des Publikums. Da capo! Etwas mehr als zehn Minuten später zerreisst das blechige Geräusch den Schlusssatz des Pro-Fünfers. Nach kurzer Konsultation aller Anwesenden darf der interruptierte Redner seine letzten fünfzehn Worte in einem zusammenhängenden Satz aber doch noch zu Ende sprechen. Seine Gegnerin muss H. nicht bemühen, weil sie nach exakt 579 Sekunden den Schlusstrich unter ihre Ausführungen setzt. Spielverderberin. Eines ist nach der Diskussion klar: Geht es nach den anwesenden Eltern, hat die 5-Tage-Woche keine Chance.

(PS: Die Zentralschulkommission – oder wer auch immer – hat zwischenzeitlich entschieden: 5-Tage-Woche ab 1999 auch in Wohlen.)

Von Bundesräten, Vorpubertären, Killerwalen, Tritels...

“ Die Formel für meine Realsationen «Ein Erlebnis = Eine Kurzgeschichte» geht nicht immer auf. Und weil es mir widerstrebt, ein Episödchen so zu strecken und zu panschen und zu verwässern, nur damit es 5'000 Anschläge beinhaltet (dem Durchschnitt aller Bo-Stories), zum Schluss aber ungeniessbar wird, werden Ihnen heute Vor-, Haupt- und Nachspeise aufgetischt. Samt Kaffee/Schnaps. E Guete! ☹☹

«Dr Bundesrat het aaglütet und wott dr Papi. Är lütet nächhär no einisch a!» lässt Patrick (8) kürzlich im Garten verlautbaren, wie Mama mit zwei Nachbarinnen spricht (Papa aber noch nicht zu Hause ist). Mama staunt nicht schlecht. Mein Stern muss bei den Nachbarinnen, Susanna Mayer und Annemarie Kupferschmid, extrem hell leuchten. Und wenn Pädi erst mit seiner News-Tournee durch unsere Wohnsiedlung fertig sein wird, wird es sich wie ein Lauffeuer verbreitet haben: «Der Bundesrat hat den Bornhauser privat um Rat gefragt!» Als ich einige Zeit später nach Hause komme, wiederholt Pädi seine Meldung. Ich frage nach. Er bleibt dabei. Jesses! Ein Bundesrat will etwas von mir! Aber welcher (man verschone mich bitte von der Bundesrätin)? Plötzlich dämmert dem Pressesprecher der Migros Bern etwas: «Du, Pädi, säg emau, isch es nid vilech e Journalischt vom "Bund" gsi, wo aaglütet het?» Und siehe da, so ist es. Adrian Zaugg, wie sich Minuten später herausstellt. Ab sofort hat der Mann einen Übernamen. Bundesrat Zaugg.

Claudia (11) und ihr Bruder Patrick, sind, summa summarum, ganz liebe Kinder (sie erhalten allerdings keine Kopie dieser Feststellung, sonst kleben sie sie womöglich auf alle freien Flächen ihrer Zimmer, sozusagen pro memoria für ihre Eltern, wenn wir wieder einmal ausflippen). Trotzdem: Claudia durchlebt zur Zeit eine recht intensive, vorpubertäre Phase. Beispiel gefällig, wie es bei Bornhausers zu Tische zu- und hergehen kann? Nur so als Trost für andere Eltern. Also: Mutter, Bruder und Vater sitzen am Sonntagmorgen bereits beim Zmorge, für Töchterli ist alles vorbereitet, genau so, wie sie es schätzt. «Guete Morge!» tönt es dreifach, wie Made-moiselle Sekunden später die Treppe runterkommt, verschlafen.

«Uuäää, das isch gruusig, was uf em Tisch schteit, ig wott es Joghurt» retourniert Töchterli auf dem Weg zum Kühlschränk, sich die Augen reibend. Sekunden später flucht es aus der Küche: «Wieso het's kes Schoggi-Joghurt, gopf?!» Mit Unlust und Unlaune, setzt sich Claudia danach halbpitzig auf ihren Stuhl und stüpfet als erstes ihren Brüetsch unter dem Tisch hindurch. Päng, da hesch! Dieser, Kämpfernatur, die er nun mal ist, schlägt umgehend zurück. Vorbei ist es mit der Ruhe. Keine zehn Sekunden später söilet Pädi auf sein frisches T-Shirt, Monika dreht im roten Bereich, nimmt ihm sein



mit Confitüre total überladenes Schnittli weg: «So, fertig, gang go ne Ässmantel aalege!» Claudia spendet Trost: «Baby! Baby! 's Baby muess es Ässmänteli aalege, jöööö!!!» Patrick greift wutentbrannt nach dem Butterbrot und leert Papas Kaffeetasse aus... Friede; Freude, Eierkuchen. Man darf sich auf die Pubertät freuen.

Hannes Heldstab ist Redaktor beim SonntagsBlick. Und ein ganz Feiner. Ruft er also neulich an, weil seine Lebenspartnerin in der Migros einen übergrossen, aufblasbaren Seehund für ihren Göttibueb gekauft hat. Als Schwimmhilfe. «Hör mal, Borni, mit euren Seehunden stimmt etwas nicht. Jedes Mal, wenn man sich darauf setzt, gebrauchsanweisungsgemäss, kippt das Ding. Keine Chance, oben zu bleiben. Das isch doch e Seich, eso...» Recht hat der Mann. Kommt hinzu, dass er – respektive Hanni, seine Partnerin – eigentlich gar keinen Seehund, sondern ursprünglich einen Killerwal käuflich zu erwerben gedachte, das/der Gesuchte allerdings war ausverkauft. Ich verspreche Hannes einen Killerwal, falls ich so einen finde. Im Sports&Fun im Shoppy hat es tatsächlich per Zufall einen, das letzte Exemplar überhaupt. Ein Ausstellungsmuster. Aufgeblasen. Ungefähr zwei Meter lang (entspricht meiner Körpergrösse). Weil das Ding so in kein genormtes Post-Päckli passt, muss ich die Luft rauslassen. An Ort und Stelle. Gar keine so einfache Sache, mit den beiden Sicherheitsventilen. Also drücke ich den Wal fest an mich. Pfffffffft. Als das Gummiviech nur noch zu einem Drittel gefüllt ist, hocke ich darauf, pfffffffft. Fragen Sie mich nicht weshalb, aber irgendwie vergesse ich, wo ich bin: Zum Schluss liege ich nämlich der Länge nach auf den Wal, damit auch die letzte Luft aus den Kammern raus ist, pfffffffft. Sehr zum Erstaunen einer

Mutter, die von ihrer Tochter gefragt wird, «was der Mann am Boden macht?» Zum Glück arbeite ich nicht bei Patrik Stöckli im Erotic Markt in Lyssach.

«Steigen Sie aufs Tritel um!» Mit einem vierfarbigen Werbeprospekt samt Anmeldekarte motiviert die Swisscom die Menschheit zur Aufgabe liebgewordener Gewohnheiten. Als Repräsentantin flexibler Zeitgenossen eilt Frau Kollegin Schlatter, Kulturchefin bei der Migros Bern, schnurstracks an die Belpstrasse in Bern. Mit Sack und Pack und altem Fernsprechapparat. Das Verkaufsgespräch und der Austausch verlaufen wie im Prospekt vorgesehen, bis zum Moment, als Lilian Schlatter aus Fraubrunnen, mit dem neuerstandenen Tritel unter dem Arm, das Ladenlokal freudig verlassen will. «Macht dreissig Franken» hallt es durch den Raum. «Kann ja nicht mich betreffen» denkt sich Lilian, «von Umtauschgebühren stand ja nichts im Prospekt.» Und dennoch: «Huhu... Sie dort, mit dem Tritel, das macht dreissig Franken für den Umtausch.» Warum denn? Die hochanständige Dame erklärt sich: «Wissen Sie, es gibt Leute, die tauschen alle paar Wochen ihr Telefon gegen ein neues Modell ein. Das schafft Umtriebe. Und diese Umtriebe müssen bezahlt werden...» Meine Kollegin, zum ersten Mal überhaupt beim Telefonumtausch, will ein Blutvergiessen an der Belpstrasse vermeiden – und bezahlt die dreissig Franken. Ein gepfeffert Brief in Richtung Kreispostdirektion zeigt dann allerdings Wirkung: Die Summe wird bei der nächsten Abo-Rechnung abgezogen. Glückliche Swisscom: 30 Franken Mindereinnahmen sind ja nicht 53'000'000, wie bei der kleinen Schwester...

«Wie ich gestern bereits auf CNN erklärt habe...»

« Jürg Kühni und ich kennen uns seit zwölf Jahren. Vor wenigen Wochen waren auch Sigels (Beat zeichnet die Karikaturen zu meinen Realsatiren) und Bornhausers zur offiziellen Eröffnungsfeier seiner



Papeterie in Burgdorf eingeladen. Die Party war, echt, ein Hit. Sogar die unvermeidlichen Reden hielten sich im Rahmen des Erträglichen – und das wiederum ist heute alles andere als selbstverständlich, vor allem dann nicht, wenn Politiker parlieren dürfen. Aber lö

mer das. Während einer der Ansprachen im Partyraum der Papeterie Kühni kam mir nämlich die geniale Idee, dass der Beruf eines professionellen Festredners durchaus öppis für mich sein könnte, nach meiner Pensionierung. Falls Sie also langfristige Pläne für eine goldene Hochzeit, eine Abdankung oder ein Firmenjubiläum hegen: Ab November 2012 können Sie mich engagieren, zu den nachstehenden Bedingungen (persönliche Spesen, Kilometergeld und Mehrwertsteuer im Preis jeweils nicht inbegriffen).»

Bereits ab 99 Franken ist die Kurzrede in der Standardversion (Buchungscode: S) zu haben. Sie besteht aus drei Blöcken – Begrüssung, Haupttext, Worterteilung an den nächsten Referenten – und

dauert, je nach Anzahl der persönlich zu Begrüssenden (nur dieser Block ist individuell wählbar), zwischen sechseinhalb und sieben Minuten. Diese Art der Ansprache eignet sich für einen Anlass, bei dem die Teilnehmenden mit möglichst Unverbindlichem und Nichtssagendem und Freibier bei Laune gehalten werden wollen. Die Kurzrede in der Standardversion (S) wird bereits heute bei politischen Veranstaltungen geschätzt und umgesetzt.

Passende Ansprachen für Geschäftseröffnungen oder Abdankungen privater oder geschäftlicher Natur (Buchungscode M) liegen in der Bandbreite von 250 bis 500 Franken, wobei das Tragen eines entsprechenden Gesichtsausdrucks sowie passender Kleidung samt Krauwatte vorgesehen und im Preis inbegriffen ist. Der Haupttext dieser Gedenk-



Kategorie wird vorgängig mit dem Auftraggeber telefonisch abgesprochen. Im Honorar ebenfalls inklusive: Bis zu zehn Personen, die namentlich aufgerufen und vorgestellt werden – beispielsweise die Belegschaft eines Geschäftes oder die trauernden Haupterben.

Individuell – und entsprechend interessant – wird es für Sie bei der Bankett- und Festansprache (Buchungscode L), die zwischen 20 und 45 Minuten dauern kann und lediglich zwischen 500 bis

höchstens 2'000 Franken kostet. Bei dieser Variante kann sich der Auftrag- und Gastgeber einbringen und (zumindest teilweise) sogar bei der Einführung der Rede mitbestimmen. Bei der Bankett- und Festansprache werden, um Eindruck zu schinden, gezielt Fremdwörter eingebaut (der Referent kommt dabei nie ins Transpirieren). Hauptabsicht ist nämlich, dass die Zuhörenden sich als etwas Besonderes vorkommen und den Moment zu würdigen wissen. Das lässt sich insofern problemlos bewerkstelligen, als sie sich bewusst werden, einem ausgewählten (und vermeintlich kaum bezahlbaren) Vortragenden zuhören zu dürfen. Geht so: «Meine Damen und Herren, ich nehme an, Sie haben gestern nacht meine Ausführungen bei Larry King auf CNN im Anschluss an mein Hearing beim UNO-Sicherheitsrat mitverfolgen können, so dass ich darauf verzichte, Sie mit Wiederholungen zu langweilen.» Weil sich niemand im Saal die Blöße geben wird, zuzugeben, ausgerechnet gestern nacht die historischen Statements auf CNN verpasst zu haben, geht man keinerlei Risiken auf Anschlussfragen ein (zumal Larry King zu einer mitteleuropäischen Zeit ausgestrahlt wird, da Ihre Gäste sowieso in irgendeinem Bett liegen).

Die Kongress-Laudatio beliebt ich mit XL zu betiteln. Nur ganz wenige Auftraggeber werden sie sich überhaupt leisten können, da sie unter 10'000 Franken nicht zu haben sein wird – dafür halte ich sie nur einmal pro Tag. Entsprechend ist

die Gegenleistung, die mit dem Aufgebot der nationalen Presse beginnt und mit deren Auswertung endet. Wie der Name *Laudatio* sagt (lat: Lobrede; hat mit Niki Lauda nichts zu tun), wird bei diesem exquisiten Referat in erster und zweiter Linie der Auftraggeber gewürdigt, allerdings nicht auf die Aufdringliche oder gar Penetrante. Der Kunde kann genau bestimmen, was seine Zuhörerschaft zu interessieren hat. Optisch verstärkt wird die *Laudatio* durch die Projektion von (notfalls manipulierten) Zeitungsartikeln,

vorzugsweise aus der ausländischen Presse, weil der Prophet im eigenen Land bekanntlich nichts gilt. Garantiert: Die Zuhörerschaft wird diese letzte Feststellung mit einer Stehenden Ovation honorieren. Die ganze Kongress-Laudatio dauert zwischen eineinhalb und zwei Stunden und wird idealerweise durch eine künstlerische Darbietung auf-



gelockert. Ich kann Ihnen Nella Martinetti, Kurt Illi, Peter Müller, Art Furer (inkl. Cowboyhut) und Rolf Knie mit ihrem Jubiläumsprogramm «Sauglattismus» empfehlen.

Reservationen können Sie bereits heute tätigen, selbstredend via Internet: www.bignoise.ch.

«Ladies und Gentlemen, wir haben da ein kleines Problem...»



“ Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. In der heutigen Realsatire geht es um das eine oder andere Episödchen während eines Rückfluges von Amerika nach Europa. ”

Wunderbar. Mit nur geringfügiger Verspätung docken wir ab. Die B747 (nach neuer deutscher Rechtschreibung: Der Tschömbotschett) wird von einem dieser kleinen Kraftpakete, die wie grosse, fahrende Linzerschnitten aussehen, zurückgestossen; schafft dann aber den Vorwärtsgang nach wenigen Augenblicken aus eigener Kraft. Wir nähern uns der Startbahn, gleich geht es los. «Meine Damen und Herren», tönt es in amerikanischem Dialekt aus den Lautsprechern, «hier spricht Ihr Captain. Wir haben da ein kleines Problem mit einem Ventil am ersten Triebwerk. Es funktioniert nicht richtig, so dass wir zurück ans Gate müssen, damit wir den Schaden beheben können.» Nun, besser so, als Stunden später im Atlantik Positions-Leuchtraketen aus dem Rettungsboot abfeuern zu müssen.

Merkwürdig: Kaum haben wir angedockt, rasen Treibstoff-Fahrzeuge heran und tanken die B747 nach – und das während beinahe einer halben Stunde. Eine der Hostessen erklärt auf Anfrage den Tatbestand: «Wissen Sie, die B747 verbraucht beim Rollen unglaublich viel Kraftstoff, deshalb müssen wir nachtanken.» Die Frage sei erlaubt: Für wie dämlich hält mich die Dame? Der Captain hat etwas

später, als das Ventil anscheinend wieder funktioniert, eine bessere Erklärung zur Hand: «Ich habe gehört, dass sich ein Passagier kritisch zum Nachtanken erkundigt hat. Es ist so, dass ich die Verspätung einholen will, deshalb schneller fliegen werde – und mehr Kerosin benötige. Das ist der einzige Grund.» Hoffentlich auch.

Den Rückstand auf den Flugplan holen wir zwar nicht auf, dafür bleiben wir nach der Landung in Frankfurt, wohl zur Strafe für unsere Verspätung, eine halbe Stunde tatenlos auf dem Flugfeld stehen, sehr zum Unmut des Captains, who is very angry, wie er uns sagt. Nur: Das hilft jetzt auch nicht weiter. Der Anschlussflug nach Zürich ist definitiv weg, der nächste Kurs, wie zu erfahren ist, ausgebucht. Mit ein bisschen Glück und ohne, dass sie dazu verpflichtet wäre, nimmt die Swissair die Gestrandeten vielleicht mit. «Und, wo bitte, finde ich den Swissair-Schalter?»

Was nun folgt, ist trostlos. Die Passagiere der helvetischen Luftfahrtgesellschaft müssen um eine grosse Baustelle herum in die Frankfurter Unterwelt, per Rolltreppe. Dort, in einem Gebiet, das mehr einer mittelprächtigen U-Bahn-Haltestelle denn einem Airport-Check-In gleicht, befindet sich der Swissair-Schalter. Die beiden «Underdogs», die hier Dienst tun, sind wahrlich nicht zu beneiden. Ob ihre Arbeitsmoral kausal mit ihrer Umgebung zusammenhängt, ist nicht zu beurteilen. Sicher ist, dass die beiden organisatorisch zumindest an diesem Samstag morgen ausser Rand und Band sind. «Er» ist mit zwei Leuten

beschäftigt, die offenbar ein grösseres Problem haben und entsprechend Zeit am Schalter verbringen. «Sie» ist dabei, einer japanischen Reiseleiterin beim Einchecken ihrer 19köpfigen Gruppe zu helfen. So kann es nicht erstaunen, dass in den nächsten zwanzig Minuten die Kolonne vor den beiden Check-Ins von Minute zu Minute grösser wird. Und länger wird. Und länger, und länger. Zum Schluss reicht die Menschenschlange bis zu den Rolltreppen, wo frischfröhlich weitere Zürich-Pax hinunterkommen. Schätzungsweise noch zwei Minuten, dann müssen die Letzten, bekanntlich von den Hunden gebissen, mit dem Handgepäck in der Hand, auf der laufenden Rolltreppe rückwärts hinaufzulaufen, damit sie an Ort treten und nicht auf die wartende Meute auflaufen.

«Passagiere, die ihre Zusteigekarte bereits haben, können in den Warteraum gehen», kommt «ihm» plötzlich in den Sinn, worauf sich die Warteschlange schlagartig um 75% reduziert. Damit aber noch nicht genug: Weil «Sie&Er» noch immer ihre Beschäftigungstherapien vor sich haben, merkt «er», dass man eigentlich Verstärkung anfordern könnte. Wieauchimmer: Mit Verspätung können alle Passagiere den Bus betreten, der sie zum Flugzeug bringen wird. Das heisst... sie würden, könnten sie. Die Türe der Warthalle lässt sich nämlich nicht öffnen. Warten auf den Elektriker. Oder den Klempner. Oder wen auch immer. Mit noch etwas mehr Verspätung betreten wir fünf Minuten später den Bus. Dort sind, Fahrer miteingerechnet, bereits fünf Personen anwesend: Zwei Beamte des Bundesgrenzschutzes und zwei ganz schräge Vögel – das ist selbst für Sehbehinderte offensichtlich. Ob sie ein Zürich-Reisli machen?

Die nicht EU-kompatible Swissair steht ganz hinten auf dem Flugfeld, nach allen anderen Fluggeräten dieser Welt, die

einigermassen diesen Namen verdienen, so dass die Busfahrt relativ lange dauert. Während selbiger blättert einer der Beamten in den Auslieferungspapieren seiner beiden Delinquenten. Ich schaue dem Polizisten, mit dem Datenschutz offenbar nicht so ganz vertraut, diskret über die Schultern – und lese mit. Aha, so ist das also mit dem Herrn in der roten Krawatte. Pfui, pfui, sowas macht man doch nicht. Selber schuld, kommt er jetzt in die Maschinerie der Schweizer Justiz. Endlich hält der Bus. Aussteigen? Nö. Nur die vorderste Türe öffnet sich. Unser Polizei-Quartett steigt aus, für alle übrigen Reisenden gut sichtbar, geht die Treppe hoch; zwei Minuten später kommen die Beamten allein zurück. Wie wir Braven zusteigen dürfen, kann ich mir eine Bemerkung in Richtung Grenzschutz nicht verkneifen: «Und was ist mit den beiden Herren, reisen die jetzt ohne Aufsicht weiter?» – «Sicher, das ist kein Problem, die sind harmlos.» Soso, sind sie das... Unweigerlich kommt mir jene Episode in den Sinn, als vor Jahren auch so ein Harmloser von München nach Zürich in unserer Swissair-Maschine mitflog, prompt durchdrehte und ich den Herrn, im Auftrag und mit freundlicher Genehmigung der Besatzung, nach einer längeren Schlägerei, überwältigen und während des Fluges, mittels Schwitzkasten, bis zur Landung in Zürich ruhigstellen musste...

Zurück aber nach Frankfurt: Der Rest des Fluges ist rasch erzählt: Keine zusätzlichen Verspätungen mehr, ein super Service an Bord, keine Schlägereien mit den beiden Herren, die in Zürich von der Kapo in Empfang genommen werden. Sonst noch was? Aha ja, das Gepäck sämtlicher Gestrandeten, so stellen wir in Klotten fest, wartet in Frankfurt noch auf den Weiterflug nach Zürich.

«Schafft derartige Sitzungen ab!»

«Ich verrate nun wahrlich kein Geschäftsgeheimnis, wenn ich Ihnen flüstere, dass zu den wenigen Sachen, vor denen mir graut, Sitzungen gehören, nicht bloss beim Zahnarzt. Der Zeitverlust, der sich an ganz normalen Sitzungen und Besprechungen für krea(k)tive Leute summiert, ist fast ein Fall für den WWF, ehrlich! Natürlich gibt es Ausnahmen, auch bei der Migros, aber in den meisten Fällen sehe ich meine Vorurteile immer dann bestätigt, wenn ich meine Füsse – im Sinne einer Ausnahme – über die Schwelle eines Sitzungszimmers bemühen muss. Deshalb meine Forderung: Schafft konsequent die Hälfte aller Sitzungen ab. Oder reduziert zumindest die Anzahl der Teilnehmenden um 50%!»

«Ich möchte Sie unbedingt sehen und etwas mit Ihnen besprechen, ganz kurz nur!» ist der von mir meistgehörte Satz bei der täglichen Arbeit. «Bitte empfinden Sie meine Reaktion nicht als unhöflich, aber wenn unsere kleine Abteilung allen Sitzungseinladungen und Rendezvous folgen würde, müssten wir personnel um 100% aufstocken, damit wir unsere Aufgabe einigermaßen wahrnehmen könnten», kommt zur Antwort, und: «Etwas vom Genialsten, was der Mensch erfunden hat, ist das Telefon. Schiessen Sie los, so verlieren wir überhaupt keine Zeit.» Und siehe da: In 100% der Fälle funktioniert die Sache fürs erste, zur Zufriedenheit aller. Erstaunlich, nicht?

Die Schwanzfeder einer angedrohten Besprechung setzte kürzlich ein unbekannter Bekannter meinerseits: «Tschou, da isch dr Tinu. Wahrschynlech erinnere dich di nid a mi, mir hei üs öppe vor siebe Jahr an enere Party bim Mättelehne kenne.» Schön peinlich, der Mann hat recht, ich erinnere mich wirklich nicht. Tinu möchte, wie er mir dreimal (!) unmissverständlich sagt, **unbedingt**, dass ich ihn besuche, im Emmental, am Telefon könne er mir sein Projekt **unmöglich** erklären (er tut es dann doch). Es geht um Weiterbildung im weitesten Sinne, mit mehrtägigen Seminaren inkl. Übernachtungen an Ort. «Der Gurten», so Tinu, der mich innert elf Minuten nicht ins Wort fallen lässt, «der Gurten wäre der ideale Ort für einen zweiten derartigen Betrieb. Absolut genial, sage ich dir! Du **musst** kommen, zu mir, und dir das Ding anschauen.» Eine einzige Gegenfrage lässt Projekt, Reisl ins Emmental und Mittagessen in sich zusammenkrachen: «Tinu, du weisst, dass es im "Park im Grünen" auf dem Gurten keine Hotelbetten geben wird?» Nein, weiss er nicht.

Kürzlich wurde ich zur Teilnahme an einer Sitzung verdonnert, unwiderruflich. Weil es nichts zur Sache tut, verrate ich Ihnen zu den Umständen keine weiteren Details. Derartige Sitzungen gibt es überall, leider, auch in der Migros. Also: Ungefähr 25 Befohlene aus der ganzen Schweiz treffen sich in einem künstlich abgedunkelten Raum. Sie werden einander nicht näher vorgestellt, weder offiziell noch inoffiziell, es gibt auch keine Namenstafel, so dass sich rund um den Sitzungstisch (in Hufeisenform) verschiedene Grüppchen von Leuten, die sich

bereits kennen, bilden. Die Begeisterung, hier im Halbdunkeln sitzen zu dürfen, ist den meisten im Gesicht abzulesen, zumal der zeitliche Ablauf der Sitzung derart genial aufgeteilt ist, dass man für knapp vier Stunden Informationen einen ganzen Arbeitstag verliert. Und wieder einmal frage ich mich: Weshalb rebelliert niemand vorgängig lautstark gegen söttige Aufgebote?

Der Sitzungs- und Projektleiter begrüsst. Er hat sich vom Enthusiasmus der Teilnehmer förmlich anstecken lassen.

Immerhin: Das Gebläse des Hellraumprojektors tönt noch monotoner als die Stimme des Vortragenden.

Plötzlich aber werden wir aus dem Halbschlaf gerissen! Im Sitzungszimmer

nebenan pollets u tätschts u machts u tuets. Ich denke mir, wenigstens dort ruft jetzt einer aus, macht seiner Verärgerung Luft, nur weil er irgendeine befohlene Sitzung abzusitzen hat (Fehlannahme, wie ich später erfahren werde, es ist bloss ein Gestell zusammengekracht).

In unserer Sitzung geht es unter anderem auch um Informatik, ein Gebiet also, wo ich unbestrittenermassen eine Nullnummer bin. Irgendwann, als ein anderer Referent uns die Möglichkeiten seiner Software vorplagierte, frage ich meinen Nachbarn: «Worum geht es eigentlich genau?» – «Nun, im Gegensatz zu dir komme ich schon noch mit, aber mit dem Sitzungsthema hat das schon längst nichts mehr zu tun.» Standardfrage: Weshalb reklamiert denn niemand? Alle

sitzen brav und artig da, stellen Alibifragen, geben sich gemässigt. Erst als ich meinem Ruf als Enfant terrible alle Ehre mache, Grundsätzliches zum Thema hinterfrage und mich einige Anwesenden entgeistert anschauen, Sitzungsleiter inklusive, da melden sich auch andere kritische Stimmen. Bald ist mir klar: Bei dieser Sitzung wird zielstrebig die Lösung eines Problems angegangen, das es in einer nächsten Arbeitsgruppe erst

noch zu erfinden gibt. Weshalb stoppt man diesen Schwachsinn nicht?

Lachen Sie nicht vorzeitig! Sind Sitzungen, denen Sie «beiwohnen» dürfen, denn so total anders? Na also, dachte ich es mir doch.

Es kommt noch schlimmer: Dadurch, dass wir einander oberflächlich unbekannt bleiben,

weiss niemand so richtig, mit wem er es am Zmittagstisch zu tun hat. Einige schwätzen denn auch einfach drauflos, um den anderen zu beweisen, was sie angeblich so alles wissen, was in der weiten Welt angeblich so alles passiert und angeblich passieren wird. Interessant zwar, aber eher unwahrscheinlich. Sygseso, es wird sich in den nächsten 24 Stunden inner- und ausserhalb der Sitzungsrunde rasant verbreiten.

**Für
einmal gibt es
an dieser Stelle keine
Karikatur. Denn: Keine
noch so lustige Zeich-
nung kann dieses
friste Kapitel
retten...**

Wem die Stunde (der Politiker) schlägt...

“ Sie wissen es: Ich habe so meine Vorbehalte gegenüber Politikerinnen und Politikern, wobei ich jetzt unverzeihlicherweise verallgemeinere und mich deshalb schon mal prophylaktisch und in aller Form bei all jenen entschuldige, denen ich Unrecht tue (jede Politikerin und jeder Politiker kann, hakuna matata, davon ausgehen, dass meine Entschuldigung just sie/ihn betrifft). Aber, so ganz unter uns: Ist Ihnen auch schon aufgefallen, dass einige unserer Vertreterinnen und Vertreter das ach so lustige Durchschneiden von irgendwelchen Festschleifen, den waaaahnsinnig wichtigen Besuch bei einhundertjährigen Geburtstagskindern und das publizitätsträchtige Velofahren vor schussbereiten Kameraobjektiven offenbar der unspektakulären Knochenarbeit im Büro (wofür sie ja schliesslich gewählt und bezahlt werden) vorziehen? Die Schwanzfeder an der Sache: Mit einer Selbstverständlichkeit sondergleichen möchten sie sich dafür auch noch wiederwählen lassen, wie unlängst. Hier einige Eindrücke aus der Wahlpropaganda. ”

Realsatiriker haben dieser Tage Hochkonjunktur, flattern doch ansehnlich gefüllte Couverts in den Briefkasten, deren Inhalt minutiös – mit entsprechendem Zeitaufwand verbunden – begutachtet werden will. Vor kurzem erst eine Art Familienpackung mit den Cumulus-Unterlagen der Migros, unter dem Motto «Weshalb

einfach, wenn es auch kompliziert geht?» Nun, wer weiss, vielleicht findet sich in einem nächsten Angebot einmal ein Sonderkurs der Migros-Klubschule, «Cumulus-Gebrauchsanweisungen für Anfänger».

Und jetzt also die Wahlunterlagen für Gross- und Regierungsrat. Der Slogan im Zeitungsinserat von Reinhold Streit, Liste 1, SVP, Amt Burgdorf, bringt die ganze Misere rund um die Politik in diesem Land auf den Punkt: «Der Grosse Rat braucht einen Arzt!» Sowieso, nur zweifle ich ernsthaft daran, ob Herr Doktor diesen Rat noch reanimieren kann. Die Propagandaseite in der Aemme-Zytig und in der Grauholz-Post der vergangenen Woche zeigt uns ausserdem die strahlend weissen Zähne von Iseli-Marti Madeleine, 04.01, 44, Krauchthal, bisher; von Franz Huber, 1.03, Ersigen, 2x auf jeden Wahlzettel; von Roland Bertschi, 1950, Urtenen, bisher; und von meinem Favoriten, Woody Woodpecker, Gidor Coiffure Burgdorf, neuerdings mit lustigen Trickfilmen für Kinder während der Wartezeit.

Zurück aber zum angesprochenen Wahlcouvert: Die beigegefalteten Parteiprospekte garantieren echten Unterhaltungswert. Sehr interessant zum Beispiel, wie sich die grünen Kandidatinnen auf ihren Aufnahmen völlig ungezwungen ans Kinn greifen, mit Ausnahme von Haller Annette, Bern, die sich ob diesem Sauglaktismus an den Kopf längt. Das



pure Gegenteil in Sachen Aufmachung dafür die Broschüre der Schweizer Demokraten, bei denen auf der Titelseite eine vierfarbige Bärenfamilie über einen Fussgängerstreifen auf grünem Untergrund tapst. Soweit kommt es noch: Zebrastrreifen auf Rasen! Vergessen wir nicht: Bei den Wahlen geht es um politische Mandate – umso erstaunlicher ist es, mit welchen Leistungsausweisen die Senkrechten auf Wählerfang gehen: Ernst Mischler, beispielsweise, Waffenhändler, Gasel, ist Passivmitglied der Musikgesellschaft Schliern. Henusode, darunter kann man sich wenigstens öppis vorstellen, im Gegensatz zu Etter Hans von den autofahrenden Freiheitlichen, der derart überengagiert ist, dass einige seiner Aktivitäten nur noch mit Abkürzungen zu beschreiben sind: Mitglied AUNS, FPS, ICVG, BKJV und TCS. Fragt sich bloss, wie er auch noch ein Grossratmandat reinquetschen will...

In Sachen Genossenpartei, die gegen aussen immer Friede, Freude, Eierkuchen und Einheit markiert, kann ich aus der Schule plaudern. Ruft mich nämlich eine Regierungsratskandidatin an und fragt, ob ich meinen Namen unter ein Patronatskomitee für ihre Wahl setzen würde. Klar doch, da ich die Frau gut kenne und ihre Leistungen achte, sage ich zu. Doch nichts passiert, kein Inserat erscheint. Der Grund? Der Parteivorstand hat ihr solche Solo-Inserate verboten, wohl in Panik, meine Bekannte könnte mit zuviel Individual-Stimmen einen eigenen Bisherigen aus dem Stuhl kippen (was sich im Nachhinein als un begründet erweist – trotz der Tatsache, dass wir «privat» das Inserat doch noch schalten). «Gemeinsam macht Politik mehr Spass» heisst es in einem Werbecoupon der SP, mit dem sinnigen Namen «Bumerang». So ist denn alles relativ.

Apropos «relativ»: Wenn Sie trotz fortschreitendem Alter noch als jung gelten wollen, dann empfiehlt sich der Beitritt zur Jungen EVP. Rentsch Dora, Rebsamen Markus und Blatt Dieter haben die 35 Lenze zwar überschritten, aber was macht das schon aus, wenn man den zweiten Frühling spürt? Auch Promis sind bei genauem Hinsehen auf den vielen Listen zu entdecken, wenn auch nicht unbedingt politische. Bernhard Russi zum Beispiel – na ja, beinahe, denn 13.06.6/13.06.4 Sachsenhofer Peter (die Abkürzung GB für Sachsenhofers Verein steht übrigens nicht stellvertretend für Dianas Heimat, auch nicht für Griminal-Bolizei) sieht ihm auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich; derweil sich Gygax Michel, Bäre-Buchsi-Wirt, auch beim zweiten Hinsehen als Michel Gygax herausstellt.

Die mit Abstand fröhlichste Truppe muss die Freude-herrscht-Partei sein. Deren 41 KKK (Kandidatinnen- und Kandidaten-Köpfe) überstrahlen sich gegenseitig, sieht man von Riesen Max, 03.13.1/03.14.0, Gasel, ab, der, als Journalist, skeptisch in Richtung SVP-Slogan «Sicher isch Sicher» blickt, der, wie man ihn auch immer liest, zumindest einen Schreibfehler aufweist. Aber das sind wirklich Details, wo es doch um den Lokalansatz zu Globalem geht.

Purer Zufall, kommen mir ausgerechnet auf dem LDU-Prospekt am meisten Kandidatinnen und Kandidaten bekannt vor, aber auf Einzelheiten verzichte ich an dieser Stelle lieber, weil die eine oder der andere vermutlich nicht unbedingt mein Föteli auf ihrem/seinem Nachttischli stehen hat. Immerhin die Frage an die Landesringler: Kann man Stimmen, ähnlich wie Punkte, eigentlich auch... kumulieren?

Eine etwas verspätete Weihnachtsgeschichte...

“ Bei uns zu Hause ist Gewaltentrennung angesagt: Meine Frau brachte die Kinder zur Welt – ich kaufe jeweils den Tannenbaum zu Weihnachten. Funktioniert prächtig, auch in anderen Belangen des täglichen Lebens. Stellen Sie sich vor, wir wären anders organisiert – und ich hätte Claudia und Patrick geboren. Oder Monika würde sich um den Christbaum kümmern, wie sie das letzte Weihnachten... tatsächlich getan hat. ”

«Thomas, du brauchst dieses Jahr nicht nach einem Tannenbaum zu suchen», heisst es, Irrtum vorbehalten, um den 15. Dezember herum, in der guten Stube, seitens meiner Angetrauten, «ich habe zufälligerweise heute einen schönen gesehen und gekauft.» Wunderbar.



Schon wieder etwas aus der Pendenzenliste erledigt.

Am Abend des 23. Dezember herrscht bei Bo's freudige Aufregung: Das Tannen- soll zum schmucken Christbäumli dekoriert werden. Ich gehe hinaus auf die Terrasse, wo der Baum, noch im Filet verpackt, in einem Kübel

Wasser steht. «Monika, dein Baum ist schätzungsweise 30 Zentimeter zu hoch.» – «Dann schneid' doch den Spitz einfach ab!» – «Und wenn dann die Äste darum herum höher als der Spitz sind?» – «Bevor du das behauptest, würde ich den Baum erst einmal aus dem Netz nehmen.» Ich tue wie befohlen. Was ungefähr eine Minute später unter dem Plastiknetz zum Vorschein kommt, das lässt sogar mich sprachlos werden (und das will öppis heissen, da können Sie sicher sein).

Das Ding hat gewiss ein gewisse Ähnlichkeit mit einer Tanne, aber zum Christbaum; so wie er jeweils Jahr für Jahr bei uns zu Gast ist und das ganze Wohnzimmer aufwertet, reicht es dieses Mal nicht. «He! Chum emau cho luege, was isch das für nes Gschwür?» will ich von meiner mich (trotz allem noch immer) liebenden Gattin wissen. «Dä het aber viel schöner usgseh, won ig ne gkouft ha!» Wieauchimmer. Der Familienrat wird zu einer dringlichen, ausserordentlichen Sitzung einberufen. Meine Meinung steht gegen «Für die paar wenigen Tage, die er hier rumsteht, ist das doch nicht so schlimm.» (Monika), «Mir hei doch nid dr Gäldschysser zum ene neue Boum go z'choufe.» (Claudia) und «Mir isch glych.» (Patrick). Schlussverdict dann, einstimmig: «Henusode, de geisch halt eine ins Shoppy go poschte.»

Bleibt die Frage: Was passiert mit dem Gschwür? «Wir können ihn ja im Garten aufstellen» kommt meinerseits. «Geits no? Was werden die Nachbarn denken, Bornhausers mit zwei Tannenbäumen? Du kannst ihn ja im Shoppy jemandem verschenken.» «Und wie stellst Du Dir das

vor? "Alles mal herhören, wer möchte ein Geschwür geschenkt?" Nein, nein, ich mache das à la Bo.» Minuten später sind Patrick und Papa samt Tannenbaum auf dem Weg ins Shoppo. Unterwegs, im Wald bei Uettligen, halte ich an, warte, bis nirgends mehr Scheinwerferlicht zu sehen ist, öffne die Heckklappe, ziehe das Geschwür hervor und stelle den Baum gut sichtbar neben einem Waldweg auf, damit Tannenbaum-Wilderer sich auf ihrem nächtlichen Streifzug nicht gross bemühen müssen.

Gegen 19:45 Uhr sind wir im Shoppo. Schnurstracks geht es ins Gartencenter der Migros («Nei Pädi, chum itz, es git nüt z'schläcke!»). Dort die GROSSE Enttäuschung: Gar nichts hat man uns übrig gelassen, eine Fehlanzeige par excellence. Was nun? Mir kommt in den Sinn, dass es just neben dem Einkaufszentrum einen freien Tannenbaumverkauf gibt – und während des Shoppo-Abendverkaufs wird der Verkäufer dort sicher das grosse Geld machen. Fehlanzeige Nummer 2, ein Abendverkauf findet nicht statt. Wir fahren nach Zollikofen, zum Ziegelei-Markt der Coop (eh jaaaa, als Migros-Bern-Mann frisst man in der Not... Sie wissen ja). Fehlanzeige zum Dritten, eine Situation wie im Shoppo. In Ortschaften machen wir dann Halt bei einem ehemaligen Turnerkameraden, der einen grossen Bauernhof bewirbt – und Tannenbäume verkauft. Aber eben – Nordmannstannen hat Hanspeter nicht. Jetzt wird die Situation langsam, aber sicher prekär. Man stelle sich das Unvorstellbare vor: Morgen ist Heilig Abend und Bo's haben keinen Christbaum in der Stube! Wie der Zufall es so will: Im Wald bei Uettligen steht an einem Wegrand, gut sichtbar, ein ausgesetzter Tannenbaum, kein besonders schöner zwar, aber immerhin. Ich halte an, warte bis nirgends mehr Scheinwerferlicht zu sehen ist, öffne die Heckklappe,

schnappe mir den Gratis-Tannenbaum, schiebe ihn in den Wagen – und weg sind wir wieder. He, Hallo! Was soll das Grinsen in Ihrem Gesicht? Hören Sie auf damit, das hier ist eine zu ernste Angelegenheit. Ich beschliesse, samt Pädi und Baum noch husch zum Heim & Hobby der Coop nach Bethlehem zu fahren. Und siehe da/dort: Tannenbäume soweit das Auge reicht, einer schöner als der andere. Wir nehmen uns eine wunderschöne Nordmannstanne, lassen sie «filetieren», liefern die dafür vorgesehenen 70 Franken ab, direkt in die Kasse unserer Marktpartnerin (schön gesagt, gell, Bruno Riedo' von der Coop Bern-Biel?), marschieren zum Auto, nehmen das Geschwür aus dem Wagen, legen Baum 2 hinein und Baum 1 obendrauf. Dann fahren wir nach Hause.

Eine berechtigte Frage! Was ist aus Baum 1 geworden? Die Auflösung des Rätsels überlasse ich, für einmal, Ihrer Phantasie. Immerhin, drei Möglichkeiten stehen Ihnen zur Auswahl:

- Er wurde einem Blindenheim verschenkt.
- Er zierte für einige Stunden einen Waldrand, war tags darauf aber verschwunden.
- Bo's hatten einen Ersatzbaum – für alle Fälle – im Garten stehen.

Die traurige Geschichte von Häuptling «Kaputter Schuh»

«Erinnern Sie sich an Schönwöpa, den Hauptdarsteller aus einer Kurzgeschichte des letzten Winters? Nicht? Dann sei es kurzspitz in Erinnerung gerufen: Während eines Skiweekends liess ich mich überreden, einen mir Unbekannten mit auf eine Abfahrt zu nehmen. Mit dem Ergebnis, dass er a), nicht einmal richtig Skifahren konnte und, b), nicht wie befohlen tat. «Je ne veux pas» hiess es damals mehrmals, ich will nicht. Nun, irgendwie haben wir es dann doch bis zur Talstation geschafft. Ob Sie es glauben oder nicht: Jetzt fand jene Realsatire eine Fortsetzung. Gleicher Ort (Vercorin/VS), gleiche Piste (Sigeroula-Crêt-du-Midi).»

Lüthi aus Boll und unsere Familie verbringen das Wochenende im Wallis. Zu acht fahren wir mit Tellerli zur Crêt-du-Midi hinauf, Christian Lüthi und ich am Schluss der Kolonne. Die letzten fünfzig Meter sind extrem steil. «Ein Phall für Kastraten» beliebt Christian zu scherzen. Bei der hier beschriebenen Bergfahrt ist alles anders: Neben der Piste liegt eine Frau, hüfttief im Neuschnee versunken, zehn Meter weiter oben ein kleines Mädchen, schätzungsweise vierjährig und, schätzungsweise, das Töchterli der Frau, beide ebenso schätzungsweise vom Lift gefallen. Christian und ich lösen uns vorzeitig aus der Spur.

Wir bieten unsere Hilfe an. «Danke, danke! Wissen Sie, viele Leute sind in den letzten Minuten einfach an uns vorbei-

gefahren.» Christian, als CAD-Fachmann, erarbeitet blitzschnell eine Machbarkeitsstudie: «Alles klar», meint er, «ich steige mit dem Mädchen den Berg hinauf, du kümmerst dich um die Frau und um das ganze Material.» Hakuna matata. Nun müssen Sie etwas wissen: Die letzten 50 Meter zum Gipfel hinauf würden sich bestens als Startstrecke zum «kilometro lanciato», dem Hochgeschwindigkeitsrennen, eignen, derart steil ist es da. Nimmt man die Direttissima, kann es schon mal vorkommen, dass man beim Hinaufsteigen die Piste mit dem Ellenbogen berührt...

Sherpa Tensing alias Christian klemmt sich die Kleine unter den Arm und stampft den Hügel hinauf. Ich schlage der Mutter vor, mir ihre Skis und Stöcke rüberzureichen und dann zu mir zu robben. Gesagt – und in der Steilheit des Geländes fast getan. Mit drei Paar Stöcken und Skis kletterte ich hinauf, schlage mit den Schuhen Stufe um Stufe in den Schnee. «Versuchen Sie, in meinen Stufen hinaufzusteigen» ermuntere ich die Frau, ohne zurückzuschauen. Christian, inzwischen oben angelangt, hat auf dem Feldherrenhügel den Überblick: «Haut nicht, sie rutscht immer mehr hinab. Ich fahre mit der kleinen Alexandra bis zum grossen Felsen der blauen Abfahrt, dort treffen wir uns.» Ergo steige ich – das Gehorchen gewohnt – in meine Skis und fahre zur Frau hinunter. Irgendwie schaffen wir es, dass sie im Steilhang ihre Skis schnallt. Jetzt ist Tiefschneefahren angesagt.

Gerade als ich, als Vorausgefahrterer, meiner temporären Begleiterin zurufen will, ihre Skis im Neuschnee laufen zu lassen, da taucht im Gegenlicht – in

ungefähr 50 Metern Entfernung – eine Gestalt hinter einem grossen Felsen auf. Ich kombiniere: Weil das Etwas laut und deutlich «Mösiö!» ruft, kann es unmöglich der sagenumwobene Yeti sein, der/das mir hier entgegenläuft (wäre ja auch zu schön gewesen, mit dem Schneemenschen ein Exklusivinterview für Sie machen zu können). «Monsieur! Monsieur! Ma chaussure est cassée!» tönt es mir entgegen: Mich kann das Etwas unmöglich meinen, also drehe ich mich um – hinter mir ist jedoch kein Mensch zu sehen. Nach einschlägigen Erfahrungen mit Schönöwöpa beschliesse ich in Eigenregie, dass mich die Sache mit dem kaputten Skischuh heute gar nichts angehen wird, schliesslich habe ich ja noch Verpflichtungen einer Mutter gegenüber. Wie jene bei mir angelangt ist, schauen wir gemeinsam in die Sonne. Die dunkle Gestalt mit den Skis in der Hand kommt im Neuschnee nur mühsam voran. «Wissen Sie, was der von uns will?» frage ich die Frau. Achselzucken. Aus fünf Metern Distanz sehen wir klarer. Es handelt sich um einen jungen Mann, schätzungsweise 18, mit indianischem Einschlag und französischsprachiger Zunge. Irgendwie macht er einen verwirrten Eindruck auf uns. «Zwar alle Tassen im Schrank, aber nicht ganz der Reihe nach» geht es mir durch den Kopf. Nonstop ruft er, dass sein Skischuh kaputt ist und, dass er nicht mehr fahren kann. Und tatsächlich, die Schale sieht aus, als ob eine HG darin explodiert wäre: Der oberste Teil des Schafts liegt noch satt um sein linkes Fussgelenk (samt Innenschuh), der untere Teil ist z'Hudle und z'Fätze. «Was soll ich jetzt tun?» will er wissen. Als erstes halte ich nach versteckten Kamerateas Ausschau.

«Kannst du auf einem Ski fahren?» – «Nein, nicht eigentlich.» – «Nun, dann



würde ich es jetzt auch nicht unbedingt versuchen.» Der Teenager ist untröstlich, beteuert, dass er nichts dafür kann. Wir pflichten ihm bei. «Ich chauschiere Nummer 39, können Sie mir nicht helfen?» Wir bedauern und schlagen Hauptling «Kaputter Schuh» vor, dass ich seine Skis samt Skischuh (resp. das, was von diesem übriggeblieben ist) vor der Mittelstation als Mahnmal aufstelle und er der Piste entlang nachkommt. «Sorry, aber wir müssen jetzt zum Töchterli von Madame fahren.»

Zwei Minuten später treffen wir auf Christian samt weinendem Meitli. Ende gut, alles gut. «Du wirst nicht glauben, was uns passiert ist. Erinnerst du dich an die Story mit Schönöwöpa? Da ist vorhin...» Wie diese Worte meine Lippen verlassen, da kommt einer die Piste entlang gerannt, live: «Monsieur, Monsieur!»

Wo sind die Osterhasen, ihnen wird doch nichts passiert sein?

“ *Mich bringt man als Pressesprecher so rassig nicht aus der Fassung, aber was einzelne Medienschaffende dann und wann in ihrer Gier nach einem vermeintlichen Primeur veranstalten, das gehört ins Tierreich. Wie neulich, als sich eine Nachrichtenagentur – unter dem Motto «Zeitpunkt wurst, Hauptsache wir sind vor der Konkurrenz» – bereits in den ersten November-Tagen daran machte, sich nach dem Gang des Weihnachtsgeschäfts zu erkundigen. Total gaga.* ”

Die Schwanzfeder der Sache: Angefragte Warenhaus-Inhaber liessen sich verlauten (mit dem Ergebnis, dass allesamt werbewirksam «begeistert sind» und von «explodierenden Umsätzen» gegenüber 1996 sprechen). 'Stellt sich also bloss noch die Frage, ob die erste Nachfrage zum Ostergeschäft 1998 vor oder nach Weihnachten erfolgen wird... Henusode, wenn wir schon dabei sind: Auf vielen TV-Kanälen gibt es kommerzielle Werbespots, die schon mal eine halbe Stunde dauern – und wo die tollsten Produkte vorgestellt werden. Viele davon sind ideale Weihnachtsgeschenke!

«Jetzt auch in der Schweiz erhältlich!» preist sich der AirPower an, ein Trainingsgerät, «auf dem man wie auf Luft läuft.» Leider war noch niemand bei der Vertriebsgesellschaft in der Lage, mir zu beschreiben, wie es sich denn normaler-

weise auf Luft läuft (vermutlich öppe so wie auf Wasser). Werbewirksam heisst es beim 298 Franken teuren Gerät, dass «gewöhnliche Trainings nie wieder wie früher sein werden.» Das hingegen glaube ich sofort. Beim hundskommunen Jogging im Wald wird man zweifelsohne von Lachkrämpfen geplagt, wenn man daran denkt, wie die armen Airpowerinnen und -powerer sich im Geschwür abmühen und halbwegs sekrank werden. Der Elch lässt grüssen.

Der Money-Wrapper ist eine Genialität in sich. Vorbei die Zeiten, in denen Sie auf der Post für Aufruhr gesorgt haben, weil sie, womöglich noch am letzten Samstag morgen des Monats, mit einer Unmenge ungerollter Münzen am Schalter standen. Der Money-Wrapper rollt Ihre Fünfer, Zehner und Fünfzger, die Sie beim Singen abgesahnt haben, bereits zu Hause. Post-gerecht, nach EU-Norm 6643. Der Münzen-Roller, so die korrekte Übersetzung, kostet Sie lausige 24 Dollar und 95 Cents. Batteries not included.

«Moments of Mars» richtet sich an alle Ungläubigen und solche, die es noch werden wollen. Die Film- und Buchdokumentation zeigt, was die NASA hartnäckig verschweigt: Dass es neben dem Mann im Mond auch eine Sphinx im Mars gibt. Und mit ihr viele unglaubliche Stories, die Herrn von Däniken in helles Entzücken ausbrechen lassen werden. Gewusst, dass es sehr wohl Leben auf dem roten Planeten gibt? Und dass die hochintelligenten Wesen nur darauf

warten, uns zu kolonialisieren? Mit einem lausigen Hunderter für die DeLuxe-Geschenksversion sitzt der Beschenkte in der ersten Reihe, wenn es einmal soweit sein wird.

Die echten Knüller, für die es sich lohnt, zu ungewohnter Zeit TV zu schauen, sind die Werbespotts für Autopflegemittel. Einfach u.n.g.l.a.u.b.l.i.c.h., was man da auf nüchternen Magen aufgetischt bekommt. Beispiel DuraShine. Hier überkommen Sie für \$ 29.95 nebst der gesamten Pflegelinie sogar gratis eine Sonnenbrille dazu, wohl damit Sie vom glänzenden Wagen nicht geblendet werden. Gnadenlos wird in der DuraShine-Reklame die gesamte Konkurrenz weggeputzt: Turtle Wax, zum Beispiel, funktioniert nicht auf gewissen Modellen von Mercedes – und Blue Coral gefriert bei extremen Temperaturen (als ob man bei -25 Grad Celsius draussen den Wagen einwachsen würde...). Ein weiterer Vorteil von DuraShine: Es ist nicht feuergefährlich, wie uns alt Astronaut Pete Conrad erzählt, im Gegenteil, mit DuraShine lässt sich sogar das Feuer im Grill löschen, wie es sich für ein anständiges Autopflegemittel gehört – im Gegensatz zu Touch-

less, welches eine mittlere Explosion im Grill verursacht.

«Do-It-All» ist ein Universal-Mixer, der alle handelsüblichen Mixer zu Spielzeugen degradiert: Vor laufender Kamera duellieren sich Gloria (mit einer ganzen Armada von Mixern) und Daisy (mit einem einzigen «Do-It-All»). Gloria macht gegen Daisy keinen Stich, nur eine Saurei in der Küche. Ich wage eine Behauptung: Der «Do-It-All» eignet sich bestimmt auch als Hilfs-Aussenbordmotor für hochseetaugliche Segelschiffe.

Auch Uri Geller meldet sich zurück. Am TV biegt der Gute heute allerdings keine Löffel mehr, sondern sein neues Psychologie-Programm zurecht. Psi heisst das Heim-Lernmittel, dass Sie von lästigem Übergewicht ebenso befreien wird wie von Geldsorgen und unfolgsamen Kindern. Und auch Schwererkrankte können dank Uri Gellers Psi neue Hoffnung schöpfen, genauso wie Zeitgenossen mit Magenbeschwerden oder Haarausfall. Wenn Sie mich fragen (tun Sie das?): Im Vergleich zu Geller ist mir sogar der AirPower sympathisch.



«Thomas, könnten Sie mir mit 200 Franken aushelfen?»

“ Eine erstaunlich grosse Anzahl von Leserinnen und Lesern ausserhalb der Migros Bern (wo ich als *Enfant terrible und Hofnarr bekannt bin*) hat mich gebeten, irgendeinmal einen Tag aus meinem Berufsleben zu schildern. Einfach so. Bitte schön, können Sie haben. Gäbig an der heutigen Story ist, dass ich sie unseren beiden Kindern kopieren kann, damit sie nicht ständig «Kei Ahnig!» antworten müssen, wenn man sie nach dem Beruf ihres Vaters fragt. ”

Tagwache ist, geng wie geng, um 04:10 Uhr (eine Tageszeit, die stark relativiert wird, wenn man weiss, dass ich dafür um 17:00 Uhr kaum mehr im Büro anzutreffen bin). Um 04:30 geht es ans Geschäftliche, da die Zeitungen bereits im Briefkasten liegen. Heute wird vermutlich öppis zum Thema «Migros und Kultur» zu lesen sein. Und siehe da: Eine Zeitung widmet der Sache sogar eine ganze Seite. Dort erfahre ich auch, dass ich, als Pressesprecher, etwas angeblich «mit Stolz» erzähle, obwohl ich das dem Journalisten überhaupt nie gesagt habe. Szenenwechsel: Die nächste Viertelstunde verbringe ich auf dem Roller in Richtung Schönbühl.

Die ersten drei Stunden bis 08:00 Uhr – Zeitpunkt, da viele Zeitgenossen aktiv und der Tag somit unberechenbar werden – laufen auch heute nach gleichem Schema ab: Zuerst werden die E-Mail- und Fax-Anfragen beantwortet, danach maile und faxe ich Sachen in der Weltgeschichte rum. Anschliessend wird

einige Zeit an unserer wöchentlich erscheinenden Personalzeitung rumgeschrieben. Für die Geschäftsleitung werden die Zeitungen gesichtet (an gewissen Wochentagen können das bis zu zwanzig Titel sein), damit unsere Direktionsleute spätestens um 07:00 Uhr eine aktuelle Presseschau in ihrer Post haben.

Um 08:00 Uhr geht der Tag so richtig los: 43, zum Teil hochoriginelle und/oder spannende Gesuche um Unterstützung sozialer oder kultureller Natur aus dem Kanton Bern liegen heute auf dem Pult. Plus fünf Rechnungen, zwei Offerten, drei Anfragen um Unterlagen für Schulvorträge, zwei für Betriebsbesichtigungen, acht Dankesbriefe (zum Teil wunderschön gestaltet), vier Fachheftli und acht Briefe mit Korrespondenz allgemeiner Natur. Das meiste flattert Minuten später zu Lilian Schlatter und Barbara Siegenthaler rüber (die, dies nur nebenbei, fantastische Arbeit leisten). Eine der Anfragen ist ein Knaller: Ein Berner Musiker, der in L.A. angeblich eine Millionen-Produktion auf sicher finanziert bekommt – mit Studiomusikern von Clapton, Jacko, Streisand und Elton John – erbittet Geld für seinen sechsmonatigen Aufenthalt in den Staaten. Merken Sie öppis? Wir drei auch. Very funny. Arbeiten für den diesjährigen Geschäftsbericht (als Puzzle konzipiert) sind angesagt, parallel dazu laufen die Vorbereitungen zum Drehbuch für die Ausgabe des nächsten Jahres (Fotostory von Azubis für Azubis). Zufälligerweise fragt Fotograf Christoph Hoigné an diesem Morgen auch noch um erste Details für die Ausgabe im Jahr 2000 nach, die den «Park im Grünen» auf dem Gurten zum

Thema haben wird. Zwischen 08:00 und 10:00 Uhr hänge ich 18 Mal am Telefon, zuletzt wegen der Realisierung des «Park im Grünen» auf dem Gurten, als plötzlich Hundegebell das halbe Grossraumbüro zusammenlaufen lässt, allerdings nicht unbedingt des Wauwaus, sondern der Besitzerin wegen, die in Hot Pants und bauchfreiem Top auftaucht. Miiauuuu! (Frei nach Thomas O'Malley aus «The Aristocats».) Nur einmal dürfen Sie raten, mit wem die junge Frau ihr Anliegen besprechen will... Süsch no Frage?

Für ein Pressecommuniqué gilt es, Zahlen aus einer Statistik des BWV zu veröffentlichen. BWV, was mag das wohl wieder heissen? «Bundesamt für Wirtschaft und Verwaltung» heisst es churzspitz von einem Internen, der es wissen muss. Weil ich direkt etwas mit dem BWV abchecken will, suche ich die entsprechende Telefonnummer aus dem gleichnamigen Buch. Kein Eintrag. Weil sicher dem Volkswirtschafts-Departement angehängt, rufe ich dort an. Kein Mensch kennt das BWV, ich werde hin und her verbunden, dreimal sogar mit dem Bundesamt für Statistik. Ein Statistiker verweist an das «Bundesamt für Wirtschaft und Arbeit BWA», welches aber, so stellt sich heraus, nicht mehr existiert (ist ja auch irgendwie logisch, wenn die Wirtschaft immer weniger Arbeitsplätze zu bieten hat). Nach einer Stunde, endlich, des Rätsels Lösung: BWV heisst richtig bwv und steht für «Beratung für Wirtschaft und Verwaltung». Bei dieser (privatwirtschaftlichen) Bude in St. Gallen bezieht meine Arbeitgeberin spezielle Statistiken. Realsatire nach Art des Hauses M...

Telefonanruf: «Guten Tag, Thomas. Sie erinnern sich vielleicht nicht an mich, ich kenne Ihre Eltern. Ich bin im Shoppy und merke erst jetzt, dass ich mein Portemonnaie vergessen habe. Könnten Sie mir mit 200 Franken aushelfen?» Minu-

ten später hält die ältere Dame, die ich eigentlich gar nicht kenne, zwei Hunderter in der Hand (die sie mir zwei Tage später prompt zurückerstatten wird).

Zum Zmittag treffen meine Chefin, Gisèle Girgis, und ich die Vertreter einer Regionalzeitung. Nach einem Blick in die Speisekarte ist für mich sofort klar, wonach mir gluschtet. Frau Girgis wird, comme il faut, als erste befragt: «Wissen Sie, eigentlich hätte ich Lust auf den Businesslunch, aber das wäre eindeutig zuviel, ich könnte sonst nicht mehr richtig arbeiten.» Panik. Leicht auszurechnen, was Bo nämlich gastronomisch im Kopf hätte)... Da plötzlich alle Anwesenden wie Frau Girgis auf Light machen und ich ausnahmsweise niemanden brüskieren will, schalte ich nach meinem Vorredner auf «lg oo». Und so erhalte ich, wie mein Nachbar zur Linken, Felchenfilets in einer Art komischen, gebostichten Papiertüte, die beim Öffnen wunderbar fettige Finger hinterlässt. Und einen Flecken auf dem Hemd. Sygseso.

Nach der Rückkehr ins Büro gibt es einige Rückrufe zu tätigen (nicht bei der Alarmzentrale des TCS ins Genf). Drei davon hätte Barbara easy erledigen können, aber gewisse Mannen wollen halt lieber unter ihresgleichen parlieren. So ein Quatsch. Dann, plötzlich eine Blitzidee: Unbedingt das heute Erlebte in Stichworten in den PC hauen, damit Sie etwas zu lesen haben. Zum Schluss das Abspeichern. Fehlanzeige: Die Diskette ist virenverseucht ☹☹☹☹ (Merci Raymond Gärtner!), der PC stürzt ab, tut ☹☹☹☹, keinen Wank mehr ☹☹. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen.

Wissen Sie denn, was ein(e) Alkoven ist?

“ Viele Leute beneiden unsere Familie für das, was wir alles erleben und in vielen Fällen – durch den Familienschreiberling – als Realsatire kurz zu Papier bringen. Nur: Ebenso viele Zeitgenossen erleben ebenso tolle Sachen, unterlassen es aber unverständlicherweise, die Menschheit an ihren Abenteuern teilhaben zu lassen. Besserung ist angesagt: In nächster Zeit werde ich Ihnen die eine oder andere Story weitererzählen, die Freunde von uns mitgemacht haben. Ecco, heute geht es um Bollas aus Seftigen, die letzten Sommer mit dem Camper unterwegs waren. ”

Es war, wieder einmal, eine dieser sogenannten einmaligen Gelegenheiten, die man sich in Leben unter keinen Umständen, entgehen lassen durfte: Von einem Bekannten konnten Mario und Isabelle während einiger Tage einen Camper mieten, allergünstigst, einen Fiat. Nebst allem, was auf kleinster Fläche in einem Camper so dazu gehört – WC, Dusche, Lavabo, Kühlschrank, Küche, Tisch, Doppelbett, Einzelbett – gibt es auch eine(n) Alkoven. Laut Duden ist die/der/das Alkoven «eine Bettnische». Bei den Campers wiederum ist es jenes Geschwür, das sich oberhalb der Fahrerkabine breitmacht und gewisse Aktivitäten relativ stark einschränkt.

Die erste Etappe führt Mario und Isabelle, die noch Manuel (12), Adrian (10) und Benjamin (5) aus Eigenproduktion mitführen, von ihrem Wohnort durch den

Lötschberg schnurstracks Richtung Brig zum gleichnamigen Bad, wo, im späten Nachmittag, nach einem ersten Standplatz für die Nacht gesucht wird. Fehlanzeige: Der Campingplatz (gebührenpflichtig) ist im Moment ausgebucht, so dass Bollas ihren Fiat im Warteraum (nicht gebührenpflichtig) abstellen und der Dinge harren, die da passieren sollen – und auch werden, wenn auch erst im Morgengrauen, in der Person des Campingplatz-Chefs, der Bollas mit dem Hinweis auf ihr vorschriftswidriges Parkieren polternd aus dem Schlaf weckt und auf eine ordnungsgemässe Anmeldung pocht. Eh ja, schliesslich schi mer zwar hie im Wallisch ir Neechi vom Rottu, aber no immer ir Schwyz – und da herrscht Ordnung.

Den Morgen verbringt Familie B. im Briger Bad, jedenfalls bis zu jenem Moment, da Adi die Rutschbahn anfänglich zwar in der dafür vorgesehenen Körperhaltung runterrutscht, in einer Kurve allerdings den Elch-Test nicht besteht, unvorhergesehenerweise auf den Bauch kippt, der Rutschbahn ebenso unvorhergesehenerweise eine ungefähr 20 cm lange Furche eingravierend, sein Tun jedoch – zack! – mit dem Verlust einer Schaufel Tribut zollt. Der Zahn bleibt anschliessend unauffindbar versunken. Immerhin: Bollas Adi kann zum Zahnarzt, sein Produzent hat cash zu bezahlen, weil das, so der Dentist, «am einfachsten für alle ist». Ob Mario eine Quittung erhalten hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Fahrt geht weiter in Richtung Süden, nach Mercozzo. Unterwegs macht sich ein ekliger Gestank breit. Da die Herren Söhne nach einem kurzen Schnüffeltest ihrer Mutter als Ursache ausser Rang und

Traktanden fallen, liegt die Vermutung nahe, dass mit dem Wagen selber etwas nicht stimmt. «Das kommt von draussen, kein Grund zur Beunruhigung», meint Mario, «chasch danke, das isch im Outo inne», kontert Isabelle. Der pure Zufall gibt Mutter Bolla recht: Die Batterie des Fiats ist furztrocken. Zwei Liter destilliertes Wasser lösen aber auch dieses Problem.

Der stolze Camper-Inhaber hat unserem Mario einen geheimen Stauraum verraten, von wegen Zöllner und so. Und obwohl die Sache verlockend ist, kaufen Mario und Isabelle bei einem

vor die Füsse. Die intakte Etikette ist alles, was ihm von diesem Intermezzo als Erinnerung bleibt.

Auch genächtigt wird auf dem Nufenen – und für einmal schlafen die Buben, oben in der Alkoven, ausnahmsweise allesamt vor 01:00 Uhr ein, wäre da nicht plötzlich Adi, der sich mit drei Worten in der Stille der Nacht meldet: «Mir isch schlächt!» Seine Eltern können die Tragweite des Satzes noch gar nicht erfassen, da kommt es bereits von oben herab. Plötzlich ist nachmitternächtliches Putzen und Waschen angesagt. Natürlich ist der Wassertank leer und

das Becken mit dem letzten vorhandenen Wasser wird im Stress in hohem

Bogen auf das endlich mal bequem hergerichtete Ehebett gekippt. Irgendwo im Stockfinsternen rauscht und ruft draussen nicht der Berg, sondern ein Bach. Weil auch die Batterie der Taschenlampe leer ist, muss instinktiv, nach Gehör, nach Wasser gesucht werden.



Ausflug nach Italien nichts Zollpflichtiges ein, bloss eine Flasche Nocino-Schnaps, für Mario quasi ein Heiligtum, weil in Schweizerlanden kaum erhältlich. Item: Trotz nun intakter Batterie riecht es sich im Camper wieder unangenehm, dieses Mal aus Richtung Getriebe. Auf dem Nufenen endlich wird Isabelle fündig. Eine in einem der diversen Stauräume vergessen gegangene und verfaulte Wassermelone stinkt vor sich hin, so dass sie in hohem Bogen entsorgt werden muss. Apropos vergessen, wenig später rollt die Flasche Nocino einem völlig unvorbereiteten Mario entgegen, direkt

Es gäbe noch vorn einen oder anderen Malheur zu berichten, aber darauf legen die Bollas keinen grossen Wert. Eh ja, wen interessiert schon, unter welchen besonderen Umständen sie ihre Toilette entsorgt haben?

Von wegen «April, April...»

“*Heimlichfeisse Realsatiriker (so wie ich) mit finsterner Gesinnung reiben sich zähnefletschend die Hände, beim Betrachten des Kalenderblattes am ersten Apriltag, weil sie dann, hämisch lächelnd, ihre verborgene Lust ungesühnt ausleben und ahnungslose Zeitgenossen aufs Übelste aufs Eis resp. in den April schicken dürfen. Einfacher ausgedrückt: Schabernack erlaubt. Vielleicht erinnern Sie sich: Dieses Jahr wollte ich Ihnen – in Zusammenarbeit mit TeleBärn, Radio extraBERN und der Berner Zeitung BZ – weismachen, auf dem Gurten entstünde ein Golfplatz und sogar der weltbeste Golfspieler, Tiger Woods, sei zur Präsentation anwesend. So ein Gugus. 1. April hin oder her: Meine Kollegin Pascale Gerstmayer, Werbe-Frau bei der Migros Bern, hat eine unglaubliche Story parat, die zwar am 1. April spielte, aber mit einem Scherzchen nichts zu tun hatte. Ganz im Gegenteil.*”

Wer von Ihnen vornehmlich mit Büroarbeiten beschäftigt ist, weiss, dass es Sachen gibt, die man konzentriert und in Ruhe machen muss. Will heissen: Zu Hause, da man im Büro, unweigerlich, ständig gestört wird. Geht zuweilen auch Pascale Gerstmayer nicht anders. Weil sie das Kontieren einer ganzen Beige von Rechnungen «comme il faut» vornehmen will, nimmt sie das Zeugs am Abend mit.

Nach einer ganzen Weile sind die Zahlungsveris auf den vielen Rechnungen

perfekt ausgefüllt, so dass der Feierabend mehr als verdient ist. Zusammen mit einigen anderen Hausaufgaben kommen die besagten Rechnungen am nächsten Morgen zurück ins Büro. Dort angelangt, sucht Pascale sie dann allerdings vergeblich. Schtärnecheib, sie würde sie doch nicht etwa beim Zusammenräumen am Vorabend, von der Müdigkeit unkonzentriert geworden, irrtümlicherweise... ins Altpapier gelegt haben?

Ein Anruf zu Hause – Gatte Manfred, Chef des Migros-Restaurants Ostermundigen, hat seinen Dienst noch nicht angetreten – lässt Schlimmes befürchten, da die Beige bei Gerstmayers «privat» nirgends mehr vorhanden, das Altpapier jedoch Minuten zuvor, genau nach Fahrplan, vom Lastwagen abgeholt worden ist. Panikartiger Anruf bei den Gemeindebetrieben. Dort ist die Auskunft unmissverständlich: «Keine Chance, gute Frau, die Papiere zu finden. Nach seiner Sammeltour fährt der Camion mit den 3,5 Tonnen Altpapier direkt nach Deisswil.»

Spätestens jetzt hätte wohl jede und jeder unter uns die Suche abgebrochen und wäre in Richtung Kirchenfeldbrücke losmarschiert. Nicht so Pascale Gerstmayer, obwohl sie in diesem Augenblick glaubt, Finanzchef Sydney Peter Allanson (siehe auch Seiten 46 bis 49 in dieser Ferienlektüre) werde sie, sobald er von ihrem Missgeschick erfährt, «mindestens umbringen» (was er allerdings, so konnte er mir glaubhaft versichern, nicht getan hätte. Anmerkung des Schreibenden). Mit dem Mute der Verzweiflung und des Pflichtbewusstseins steigt Pascale, zusammen mit ihrer Kollegin aus der De-

korations-Abteilung, Sandra Bangerter, ins Auto und fährt schnurstracks zur Papierfabrik nach Deisswil, wo bereits Gatte Manfred wartet. Dort zeigt man dem Trio die Stelle, wo der Camion aus Ostermundigen kurz zuvor seine Ladung abgeworfen hat, inmitten von riesigen Papierbergen.

Der Angestellte der Papierfabrik nimmt Pascale und Sandra den allerletzten Funken Hoffnung:

«Meine Damen, das können Sie glatt vergessen. Kürzlich hat jemand vermutlich 40'000 Franken auf ähnliche Weise entsorgt und stundenlang gesucht. Erfolglos.» Dennoch versuchen es die beiden Frauen, mit tatkräftiger Unterstützung des Herrn Gerstmayer. Während über zwei Stunden wühlen sie sich durch Ostermundiger Altpapier, und wühlen, und wühlen. Bis zum Moment, da ein Schrei quer durch Deisswil geht: «lg ha se!» Unglaublich, aber wahr. Mit dem Glück der Tüchtigen sind die drei zwar nicht auf Öl, aber auf

ebenso Wertvolles gestossen – auf die ganze Beige Rechnungen, die, Wunder Nummer 2, völlig unbeschädigt inmitten der gewaltigen Altpapierlandschaft liegt. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie die beiden sich in diesem Moment vorgekommen sind, frei nach Queen: «We are the champions!» Auch die Angestellten

der Papierfabrik trauen ihren Augen nicht, halten mit einer Pola-

roid-Kamera den Augen-

blick fest. Ihr Realsati-

riker, sonst einer,

der eher mit dem gleichna-

migen Finger auf andere

Zeitgenossen zu zeigen

pflegt, verneigt sich,

zum ersten Mal

seit Jahren, vor

diesem Einsatz und, vor

allem, vor dieser Arbeits-

einstellung und diesem

vorbildlichen Pflichtbe-

wusstsein.



Ein Finanzchef entdeckt die Welt des Magaziners...

“ Die Migros Bern, das haben langjährige Leserinnen und Leser meiner Realsatiren längst geschmalt, ist ein aussergewöhnlicher Laden, wo vieles möglich ist, sogar Unmögliches. Zum Beispiel darf der Presseversprecher ungestraft Kurzgeschichten verfassen und veröffentlichen, selbst wenn er dabei der eigenen Arbeitgeberin dann und wann an den Karren fährt. Ein anderes Beispiel gefällig, das ohne grosses Tamtam in der Öffentlichkeit über die Bühne ging? Die Mitglieder unserer Geschäftsleitung leisten mehrwöchige Stages in den Filialen – und kommen dabei ganz schön auf die Welt. Wie zum Beispiel Sydney Peter Allanson, unser Finanz- und Informatikboss, ein ganz Feiner. Hier sein durchaus ernst zu nehmender Frontbericht aus der Migros Nidau. ”

Aller Anfang des Verkaufens ist das Bestellen. So Gott, der Rüster, die Informatik und der Product Manager wollen, werden die bestellten Einheiten in richtiger Menge, in richtiger Qualität und mit Belastung des korrekten Preises, zur richtigen Zeit an die richtige Rampe angeliefert. Das Entladen eines Auflegers ist dann Profiarbeit, ohne Wenn und ohne Aber. In Minutenschnelle werden die Paletten schrittgenau angepeilt, mit dem Gabelstapler nicht mehr als nötig angehoben, mit präzisiertem Kraftauf-



wand auf die Rampe gezogen und für den Laien scheinbar wahllos abgestellt.

Irrtum! Weil das von mir ausgeladene Brotpalett am ersten Tag nicht neben dem Tablar mit den Brotbeuteln steht, sind akrobatische Handgriffe nötig – nur vergleichbar mit Darbietungen von chinesischen Schlangenmenschen im Zirkus Knie. Also: Stapler suchen, Gemüsepaletten verschieben, mit den Beinen en passant den Tomatenrolli wegstossen, über bereitstehende Transportrolli stolpern, um festzustellen, dass jetzt die benötigten Brotbeutel ausser Reichweite sind. Wunderbar. Der in diesen Stunden Schwerarbeit leistende Magaziner kommt etwas ungehalten aus dem Laden, weil er zu spät bemerkt hat, dass er anstelle der Salatgebinde die Ladung Tomaten erwischt hat. Auch eine Folge meiner (ungewollten) Neuorganisation.

Beim ersten Brotabpack komme ich mir wirklich wie Mr. Bean bei der Zubereitung seiner legendären Sandwichs vor. Meine Kollegin aus dem Brotrayon schafft es problemlos, drei Huusbrote mit dem berühmten Brotdrehgriff abzupacken, währenddem bei mir bereits der dritte Huusbrotbeutel die Zerreißprobe in meinen Fingern nicht überlebt. Aller Anfang ist schwer.

Schönes Produktedesign in Ehren, aber hat sich der Sortimentsverantwortliche für die Mosaik-Produkte (z.B. Orientalisches Linsengericht, Art. Nr. 1572.245) schon einmal wie ich abgemüht, diese präsentations- und datumskonform auf Sichthöhe in die Regale mit Glasabsper- rung gegen vorne einzuordnen? Wenn

ich mit dem Mosaik-Reis (Art Nr. 1572.252) noch keine «Vögel» bekommen habe, dann sicherlich beim Produkt Khabberstäbchen für Vögel (Sittich-Stengel mit Bienenhonig, Art Nr. 1091.142) im Rayon für Tierfutter. Gibt es übrigens auch für Kanarien (auch mit Honig) und für Nager, wahlweise mit oder ohne Gemüse.



Kaum habe ich danach im Rayon mit Tierfutter, mit viel Liebe zum Detail, die üppig dotierten Laufmeter Tablar um Tablar aufgefüllt, ausgerichtet, dabei geschwitzt, die Finger an den Kanten der Regale wundgestossen, meinen bereits lädierten Bandscheiben noch mehr zugemutet, zwei Kindern den Standort und die Anwendung des Flohhalsbandes für zweijährige Angorakatten in mittlerer Gewichtsklasse erklärt, geht die Einräumerei von vorne los. Witwe H. und Züchter Hannes B. haben grösste Mühe aufgewendet, um ihren Lieblingen Büchsen mit Verfalldatum 30.09.2008 mit erstaunlichen akrobatischen Fähigkeiten hervorzugrabschen und ihren Auftraggebern (Mitzi, Bello und Konsorten) nicht vorzuenthalten. Wahrscheinlich überle-

ben diese das Verfalldatum nicht und melden sich vorher in die ewigen Jagdgründe ab.

Ganz schön auf Trab bringen uns auch die Product Manager aus «Schönbühl». Ihr Mitteilungsbedürfnis für ihren Produktbereich ist nahezu grenzenlos, wie wenn ich nach einem Intermezzo mit dem Drucker noch über genügend Zeit verfügen würde, diese Informationen zu lesen, zu beurteilen, zu sichten und zu verteilen. Ein Konsalik bei einsamen Stunden im Wachtlokal der Füs Kp 33 mag ja noch gehen, aber für «Düngenvorschriften von Liliengewächsen im Wachstum» habe ich heute wirklich keine Zeit. Kunden und Verkaufen haben Vorrang.

Beim Rasenmähen im eigenen Garten bin ich Spitze, sonst aber habe ich keinen grünen Daumen. Ich habe mir diese Fähigkeit auch am Kundendiensttag nicht erworben. Weder beim Einpacken von Rosen noch bei der Frischepflege von Tomaten unter freiem Himmel bei einer Temperatur von 30 Grad. Ganz unter uns: Wo hätten Sie den Cissus-Stab gesucht: Im Haushaltrayon beim Putzmaterial, bei den Blumen oder im Ersatzteilset für das elektrogetriebene Ranchero-Antriebsortiment? Ist Salvia-Farina das von der Jowa verwendete Mehl für das Burgunderbrot, eine italienische Salatkräutermischung, ein Auto-designer oder ein Gewächs aus dem Warenssektor 30?

Immer dann, wenn der Ansturm am grössten ist, zum Beispiel am Samstag morgen, stört ein unangenehmer Pfeifton im Früchte- und Gemüse-rayon die samstägliche Idylle. Als Militärmotorfahrer geschult, unnatürlichen Gerä-

schen sofort die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken, lokalisiere ich den Störenfried im Bereich der Selbstbedienungswaage Früchte und Gemüse. Top ausgebildet wie ich bin als Wa(a)genmech, erkenne ich den Defekt als leere Etiketten-Selbstkleberolle. Eine neue Rolle ist rasch gefunden, die Rollenhalterung leicht zu erkennen – mehr Schwierigkeiten bereitet das Einfädeln des Streifens. Kleben die Etiketten nicht an den Fingern, dann garantiert an einer der unzähligen Umlenkrollen, um dann schlussendlich festzustellen, dass das Bandende bei Gebrauch von hinten bedruckt würde. Also das Ganze wieder von vorne. Training on the job, learning by doing. Bleibt dann nur noch der unangenehme Pfeifton, der partout auch nach erfolgreicher Nachfüllaktion nicht verschwinden will und auch gutmütige Kunden rasch in die Flucht treibt. Im Vorübergehen drückt eine Kollegin beiläufig auf einen Knopf auf der Rückseite der Waage und – Freude herrscht. Die Idylle des Samstagmorgens ist wieder hergestellt. Let's do it together.

Auf dem Rückweg zum Kundendienst fallen mir zwei ca. 3- bis 4jährige Kinder auf. In der rechten Hand ein Schokoladencornet, das angesichts der Schokospuren im Gesicht sichtbar mundet, in der linken Hand der Notvorrat für warme Sommertage – in Form einer Raketenwasserglace. «Mama dort hinten wird die Glacen bezahlen», so die kindlich sonnige Antwort auf meine Frage nach dem Finanzierungsinstitut der Köstlichkeiten. Die Suche nach dem Sponsoringpartner bleibt erfolglos, die Kinder kämpfen gegen Tränen, und ich versuche mich nun auch noch in der Filiale als Erzieher. Auf der einen Seite Mitleid, Betroffenheit, Bedauern, auf der anderen Seite

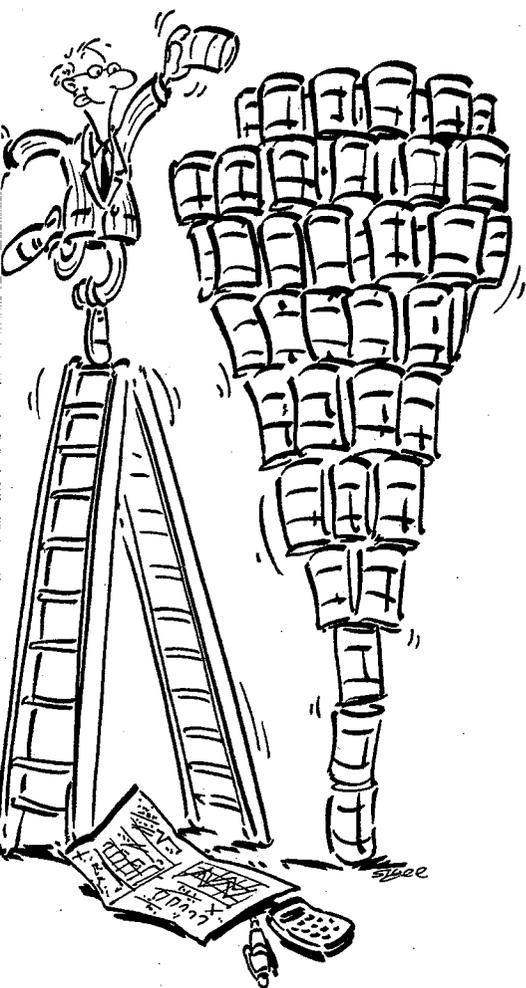
Recht und Ordnung, Erklären von Eigentum und Unrechtmässigkeit. Also, die noch unangetasteten Raketen zurück in die Kühltruhe und Vereitelung der drohenden Inventarverluste durch Übernahme der Glaceninvestition: Als Finanzchef ist man ja auch kein Unmensch.

Zurück am Kundendienst, fünf Sekunden Ruhe, bevor Frau Schwarz ihre am Vortag bestellte Rahmtorte abholen will (oder war es Frau Rahm mit Schwarzwäldertorte?). Abhilfe schafft in solchen Fällen in Filialen alles, was klebt und beschreibbar ist: Gelbe Post-it-Zettel, Preisetiketten aller Art, mit Klebeband befestigte Notizzettel, Moro-Orangen-Einpackpapier, Papiernastücher, E-Mail-Ausdrucke mit mehr Adressen als Text etc. Alles und jedes erinnert jederzeit und an allen erdenklichen Orten an Wichtiges und weniger Wichtiges. Der Preis im Fall der bestellten Torte befindet sich unter der Verkaufsthekenabdeckung... Ja, wo denn sonst sucht ein durchschnittlich gebildeter Mitteleuropäer die Rechnung für die Torte von Frau Schwarz? Die Tabelle mit den Fremdwährungskursen findet man im aufgestellten Geldkässeli unter dem Fach für Fünfliber für die 1.-August-Feier in Biel (ist nicht Umsatz – nur damit das Inspektorat nichts Verdächtiges wittert). Eine Fundgrube für Möchtegern-Unternehmungshistoriker sind die Pultschubladen in den Filialbüros. Dort finden sich mitunter Dokumente mit echt historischem Wert. Zum Beispiel die Gruppeneinteilung der Verkaufschefs aus dem Jahre 1982 oder eine Mitteilung von einem gewissen Paul Niggeli aus dem Jahre 1978 zur Abwicklung von Versicherungsfällen (besagter Herr Niggeli ist inzwischen pensioniert und Mitglied der Migros-Bern-Revisionsstelle). Heute kenne ich die Müdigkeit unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach

einem Samstagseinsatz und bewundere die Gelassen- und Freundlichkeit unseres Kundendienstes. Ich bin jedoch weit davon entfernt, nach vier Wochen Filiale, die Vielfältigkeit der Filialarbeit in ihren Feinheiten gesamtheitlich zu steuern. Ich empfehle einen Fronteinsatz allen

Personen in der Zentrale, die filialbezogene Tätigkeiten ausüben: Baubüro, Sortimentschefs, Product Manager, Kassenkontrolle, Help Desk Informatik, Logistikverantwortliche oder Marketing Dienste. Ich habe gelernt, dass theoretisch und sachlich wohl überlegte Aktionen im praktischen Filialalltag nicht immer auch reibungslos umsetzbar sind und dass die Filialen oftmals ganz schön auf sich selbst gestellt sind. Falls wider Erwarten keine Antworten und Anweisungen aus der Zentrale den Filialalltag bereichern sollten, haben wir ja Gottseidank noch unsere Kunden, die uns etwas Abwechslung verschaffen.

Der Filialleiterin, Monika Bur, und ihrem Team vom MM Nidau danke ich für die freundliche, nachsichtige und unterstützende Aufnahme und darf gestehen, dass ich Geist und Körper zuliebe nach dem letzten Arbeitstag ein paar Stunden mehr als üblich geschlafen habe. Ein Beweis dafür, dass Veränderung mehr als das halbe Leben ist. Man braucht dazu auch die Nacht.



«Are you okay?»

“*Alles spricht nur vom Erfolg der Franziska Rochat-Moser am letzten New-York-Marathon. Dass auch andere Läuferinnen und Läufer aus dem Alpenland Schweiz als Asphalt Cowboys auf den Strassen des Big Apple am Start und 42 Kilometer unterwegs waren, das geht vor lauter «Fränzi! Fränzi!» total unter. Kollega Martin Römer aus der Migros Bern hat seine Eindrücke vom «New Yorker» zu Papier gebracht, exklusiv für diese Ferienlektüre.*”

«Donnerstag, 30. Oktober 1997. 11:00 Uhr: Check-in Flughafen Kloten. Pünktlich um 12:30 Uhr hebt der Jumbo mit der Kursnummer SR 100 Richtung JFK nach New York ab. Das Flugzeug ist gerammelt voll. Weit über die Hälfte der Passagiere sind Teilnehmer oder Begleiter beim NYC-Marathon. Bei der Ankunft auf dem John-F.-Kennedy-Airport merkt man, dass die Amerikaner auch nur mit Wasser kochen. Dem Ansturm der Marathon-Läufer aus aller Welt (allein aus der Schweiz nehmen etwa 600 Läufer aktiv am Marathon teil) sind sie zeitweise nicht gewachsen. Die Einreisehalle ist komplett überlastet, und deshalb müssen wir in den Gängen zwischen Flugzeug und Ankunftshalle gegen eine Stunde schmoren. Anschliessend kommt es zum für Amerika üblichen Einreiseprozedere (und das heisst wieder eine knappe Stunde Schlange stehen) und Check-out. Die Ground Transportation kommt – wenn schon, dann schon – ebenfalls total zum Erliegen. Gut 30 Minuten

müssen wir warten, bis wir ein Taxi chartern können. Nach dem Einchecken im Hotel (Nähe Times Square) folgt die Startnummernausgabe im Coliseum neben dem Central Park. Wieder müssen wir ungefähr 45 Minuten anstehen. Nach dieser Startnummern-Prozedur werden Läuferinnen und Läufer durch eine Ausstellungshalle geschleust: Sportartikel-, Chemie-, Food- und viele andere Hersteller überhäufen dich mit Mustern und neuen Produkten. Vollgepackt mit Plastiksäcken, verlassen wir das Coliseum. Nach einer kleinen Mahlzeit findet ein langer Tag – eine optimale Vorbereitung zum Marathon... – sein Ende.

Am Freitag, 31. Oktober, folgt nach einem kurzen Training im Central Park die gewohnte Shopping- und Sightseeing-Tour. Als NYC-Marathon-Teilnehmer erhält man in vielen Sportgeschäften einen ansehnlichen Rabatt. Ganz Manhattan ist überfüllt mit Marathon-Teilnehmern, und die Hotels sind restlos ausgebucht (das merkt man auch deshalb, weil beim Douchen das warme Wasser fehlt...).

Samstag, 1. November: Für sämtliche ausländischen Teilnehmer (ca. 10'000 an der Zahl) findet um 07:30 Uhr der Internationale Frühstücks- oder Friendship-Run statt. Die Läuferchar trifft sich auf dem Rasen des UNO-Gebäudes. Ab 08:30 Uhr joggen die Teilnehmer quer durch Manhattan in den Central Park. Selbstverständlich werden die Strassen der Grossstadt für diesen Anlass verkehrsfrei gehalten. Der Rest des Tages gilt wieder der Vorbereitung auf den Marathon, dem Besuch von Sehenswürdigkeiten und dem endlosen Marschieren auf den Strassen von Manhattan.

Marathon Day, November 2nd! Tagwache um 05:15 Uhr. Um dem Gedränge in den Breakfast-in-America-Restaurants auszuweichen, habe ich für das Frühstück vorgesorgt und verpflege mich im Zimmer. Um 06:15 AM begeben sich die 42. Strasse, wo bereits 400 bis 500 Cars stehen, um uns Teilnehmer in das ungefähr 25 Kilometer entfernte Startgelände zu transportieren (als Einlaufstrecke wäre der Weg wohl ein bisschen zu anspruchsvoll). Die Stimmung ist gut. Auch das Wetter macht am frühen Morgen einen guten Eindruck. Um ungefähr halb acht treffe ich auf dem Startgelände, einem Camp der US Army, ein: Jubel, Trubel, Heiterkeit, Musik, Show und Food wird den etwas über 30'000 Teilnehmern geboten. It's just fun! Vier bis fünf Helikopter von Polizei und TV kreisen bereits zwei Stunden vor dem Start über dem Gelände. Das mit 300 Laufmetern Länge grösste Pissoir der Welt benütze ich kurz vor dem Start.

10:40 Uhr. Der Start. Bereits drei Minuten nach dem Startschuss überquere ich die Startlinie... Die ersten drei Kilometer gehen über die Verrazano-Brücke. Es ist unmöglich, als Midpack-Runner den Rhythmus zu finden. Ende der Brücke verlassen wir Staten Island und laufen quer durch Brooklyn. Am Strassenrand unterstützen uns Zehntausende von Zuschauern. Musik-Bands lassen uns das Leiden ein bisschen besser ertragen. Nach 18 Kilometern habe ich plötzlich Magenprobleme und muss mein Tempo reduzieren. Die anvisierte Schlusszeit wird fraglich. 20 Minuten später habe ich mich wieder erholt. Wir verlassen Brooklyn, kommen nach Queens. Bei Kilometer 25 biegen wir auf die First-Street in Manhattan ein. Das Teilstück auf der First ist über sieben Kilometer lang, und die Kraft in den Beinen beginnt zu schwinden. Überall Tausende und Abertausende von Zuschauern. Nach einem kurzen Abste-

cher in die Bronx und nach Harlem geht es Richtung Central Park und Ziel. Ein veritables Gewitter mit sintflutartigen Regenfällen begleitet uns auf den letzten zwölf Kilometern. Der Zieleinlauf nach gelaufenen drei Stunden und 55 Minuten erlöst mich von den Strapazen. Nach dem Ziel erwartet die Läufer wieder eine längere Prozedur. Die medizinische Kontrolle erfolgt durch ein kurzes «R U OK?». Es folgt das Umhängen der Medaille für Finisher, danach fasst man eine Alu-Wärmedecke, nimmt ein Food-Päckli und anschliessend seine Kleider entgegen. Zum Abschluss dann der Rückmarsch ins Hotel. Dieser ist Balsam für alle Läufer. Die umgehängte Medaille zeichnet dich als Finisher aus. Sämtliche Leute auf der Strasse gratulieren dir. What a feeling!



Von den Tücken einer Dampfzentrale

“ Sie erinnern sich wahrscheinlich nicht mehr: Vor einigen Jahren habe ich mich mit der öffentlichen Aussage exponiert, dass gemeinde-eigene Ghüdersäcke «Gugus» sind. Es ging daraufhin hoch zu und her, in Berner Landen, vor allem in der Presse. Viele Gemeindevertreter waren toube ob meiner Meinung. Nun, inzwischen sind einige Jahre vergangen – und das Leben hat gezeigt, dass es wie so oft ist: Die Wahrheit liegt nie bei 100:0 – auch «meine» Wahrheit nicht –, sondern irgendwo zwischen 99:1 und 1:99. Wiedemauchimmerseinmag: Selbst während des damaligen Gschtürms habe ich bei dieser oder jener Gemeinde vernünftige Menschen kennengelernt, zu denen ich heute noch freundschaftlichen Kontakt pflege (der Freundschaft zuliebe sprechen wir allerdings nie über Ghüdersäcke...). Einer dieser Menschen ist Klaus Fasel aus Ostermündigen. ”

Klaus Fasel ist Blasmusik-Fan und Jazz-Liebhaber. In dieser Eigenschaft macht er sich einmal auf den Weg zur Alten Dampfzentrale in Bern. Angesagt ist die Bigband-Jazz-Night «Uptown goes Downtown» im Musikkeller. Um 20:30 Uhr. Nun müssen Sie husch noch öppis wissen: Klaus war bisher noch nie in der Dampfzentrale, weshalb er sich verhältnismässig viel zu früh auf den Weg macht. Einmal im Marzili-Quartier angekommen, stellt er den Wagen ab und läuft schön artig den vielen Leuten nach,

die bereits vom Parkplatz in Richtung Alte Dampfzentrale marschieren. Klaus freut und erstaunt es, dass sich auffallend viele junge und ihm unbekannte Zeitgenossen für den Anlass interessieren – in der Regel ist es nämlich so, dass man sich in Jazz-Kreisen, wo erste graue Haare eher die Regel, denn die Ausnahme sind, meistens seit Jahren kennt. «Isch no happig...» geht es Klaus, leicht irritiert, durch den Kopf, wie er an der Kasse ein Ticket für 45 Franken erstet. «Nun», so denkt sich der Mann, «schliesslich ist das ein einmaliger Anlass und der Unterhalt einer Bigband ja auch nicht gratis.» Sygseso, wie die vielen anderen Besucherinnen und Besucher auch, schreitet Klaus in den Vorraum, wo bereits heftig untereinander parliert wird, obwohl die Bigband-Night erst in knapp einer Dreiviertelstunde beginnen wird. Ganz klar: Die Szene kennt sich. Nur Klaus steht da, wie bestellt und nicht abgeholt. Unser Jazzfreund ist ein stiller Beobachter: Keine Krawatten, keine Vestons, dafür viele Bärte und Schnäuze. Sehr individuell, sehr intellektuell. Merkwürdig.

Überraschend viele Leute sind gekommen, und damit sie sich alle einen guten Sitzplatz ergattern können, begeben sich die letzten Besucherinnen und Besucher bereits um 19:55 Uhr auf ihre Plätze. Klaus, der auf einem, wie er sagt, «wunderbaren Platz» sitzt, wundert sich einmal mehr. Um ehrlich zu sein: Er kommt aus dem Staunen nicht heraus. Dieses Mal nicht bloss des ausverkauften und für Jazz-Konzerte eher unkonventionell gestuhlten Saals wegen, sondern vor allem deshalb, weil die noch unbeleuchtete Bühne leer ist. Kein Big Puff

wie bei Bigbands normalerweise üblich. Keine Notenständer, keine Stühle, kein Dirigenten-Podest, gar nichts. Da! Die Beleuchtung geht stufenweise zurück, bis zur totalen Sonnenfinsternis im Saal. Plötzlich erhellen zwei Scheinwerfer die Mitte der Bühne. Von rechts kommt ein Mann dahergesprungen, artistisch. Ungewohnte Klänge dringen aus den Lautsprechern. Eine Partnerin tänzelt sich von links ins Rampenlicht. Herr Fasel wähnt sich nach einigen Augenblicken nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. Ganz schüüüch wendet er sich an seine Nachbarin: «Könnte ich schnell einmal etwas in Ihrem Programmheft nachschauen?» Selbst im Dunkeln ist die Schrift auf der Titelseite zu lesen: «Tanztheater von Lynx: "Quintett-à-Tête", Kesselhaus Dampfzentrale. Süsch no Frage?

Seine Kinderstube erlaubt es Klaus F. nicht, sich heimlich davonzuschleichen, selbst im Dunkeln nicht, auch nicht, als sich seine Blase je länger je mehr meldet. Also harrt er bis zur Pause aus und lässt sich zwangskultivieren. Aber eigentlich ist das eine falsche Feststellung, denn im Nachhinein wird er gegenüber Freunden aussagen, das Tanztheater sei «sagenhaft schön» gewesen. Der frischgewonnenen Liebe zum Tanztheater von Lynx zum Trotz: In der Pause macht sich Klaus auf die Suche nach dem Musikkeller und nach Gleichgesinnten. Und siehe da: Bereits von weitem sind vertraute Jazz-Klänge aus dem Untergrund zu hören. «Macht 15 Franken» heisst es an der Kasse, und: «Es hat aber schon angefangen, die besten Plätze sind besetzt, Sie müssen halt schauen, wo Sie stehen wollen.» Da gross gewachsen, sieht Klaus aus der hintersten Reihe, was sich vorne, im wahrsten Sinne des Wortes, abspielt.



Zu tauschen gesucht: Entenfamilie gegen Kostüm

“ Eines Tages erreichte mich der Fax einer verzweifelten Kollegin. Sie kennen sie bestens: Ursula Reinhard, Co-Autorin der letztjährigen Ferienlektüre «So ischs Läbe, äbe...» Ursi entschuldigte sich für die Funkstille «wegen anderer Korrespondenz». Der Beweis folgte sogleich, und ich gebe Ihnen diesen hier unter Umgehung sämtlicher Datenschutz-Regeln eins-zu-eins wieder. ”

Liebes Modeversandhaus Caroline

Also, jetzt hat's mir endgültig den Knopf von der Bluse gespickt!

Seit Jahren verfolge ich Ihr Katalog-Angebot und kaufe sogar hin und wieder etwas. Ihre Mode entspricht genau meinem Geschmack. Ihre Kundenbehandlung entschieden nicht.

Normalerweise bewahre ich Ihre Kataloge mindestens ein Jahr auf, um im Bedarfsfall nachzubestellen. Inzwischen geht mir der Papierkrieg aber dermassen auf den Geist, dass ich nicht nur die 100 Beilagen, sondern den ganzen Katalog der Altpapiersammlung übergebe. Ich habe keine Chance mehr, einfach frisch drauflos zu bestellen, sondern kämpfe mich zuerst durch Ihre Loseblatt-Sammlung:

Auf dem ersten Blatt ist immerhin eine Warnung: «Hier vorsichtig auftrennen! Geschenk-Marken-Kuvert für Ursula Reinhard! GRATIS!» (Hier aufkleben!). Es folgen «Romantische Windeslichter für Sie zum Mitbestellen für Ursula Rein-

hard», begleitet von der «Vorteilsnummer» (ist diese jetzt für die Partner-Uhren für Frau Reinhard oder für die «11 Musical-Wochenenden?»). Doch wer gibt sich mit solchen Details ab: «1 Million» (für wen wohl?, gugguseli!), inkl. «Setzkasten» (für die 200'000 Fünfliber, oder was?) winkt mir entgegen. Irrtum: «PS: 3 originale Setzkastenuhren für Sie, Frau Ursula...» (warum kann ich meinen Namen plötzlich nicht mehr ausstehen?), verspricht eine Frau Caroline Dings. Sie hat auch schon den nächsten lustigen Vorschlag: «Bitte wenden, ... da feier' ich mit!» Besser, ich hätte gewendet, statt weggelegt, denn darunter liegt ein (gefälschter!) überdimensionierter Zehnfrankenschein: «Caroline schenkt Ihnen Fr. 10.- für Ihre Bestellung!» (Leider aber keinen normalen Bestellschein für ein Kostüm.)

Und nun muss ich in die Ferien, nur, weil ich ein auserlesenes Kostüm bestellen möchte. Persönliche Einladung, Frau Reinhard: «3 Wochen für 2 Personen □ Rosen-Ihnel Rhodos, □ Zitronenblüte Sizilien» (die Kleidung können wir uns ja auch teilen). Trotzdem, es wird nachgehakt: «Ja, ich spiele mit und will gewinnen! Rhodos!» (ICH WILL ABER EIN KOSTÜM BESTELLEN!).

«Gut aufbewahren!» – ja, meine Chance kommt bestimmt, vielleicht. Harmonie in Exotias, charAMEN. Dies ein kleiner Freudenschrei über die von Ihnen angebotene «Gratis-Geschenk-Wunsch-Duft-Auslese». Wählbar ist eines der Parfüms: Harmonie, Exotica, Charmant. «Bitte abtrennen, anfeuchten und auf Ihren Glücks- und Bestellschein kleben!» Anfeuchten: mit was? Habe das Wässerchen ja noch nicht: einen Bestellschein

bin ich verzweifelt am Suchen. Aber «mit persönlicher Zahlpause macht der Einkauf doppelt Spass!» (Und wie komme ich zu meinem Kostüm?)

«Schnell sein lohnt sich» (aha!), wenn der Treue-Scheck (persönlich) neben dem «goldenen Treue-Angebot» (Kaffeekanne) zu kleben kommt. Das Geschirr dazu wird gleich «freigerubbelt», dann kann ich auch den Scheck auf Fr. 5'000.– einlösen (nicht übertragbar!). Wohl auch nicht übertragbar auf die Million von vorhin gerade...

Nichts scheint zu gehen, «ohne Spar-Diesel nach Wunsch, der Ihnen jetzt schon gehört!» – obwohl ich nur endlich mein Kostüm möchte.

Item, so ging es endlos weiter. Irgendwann fand ich doch einen brauchbaren Bestellzettel. Ohne die angedrohte geschenkte Entenfamilie, wie ich dachte, und vor lauter Freude klebte ich prompt einen unsichtbaren Kuss auf das Fax-Formular («Hier klebe ich meine Gewinn-Marke...»). Resultat meiner umgehenden Fax-Bestellung: Nach über zwei Wochen traf ein verträglicher Brief ein, datiert auf einen Sonntag. Wie ich vermutete, hier sind wirklich eifrige Leute am Werk. Um all den Quatsch zu produzieren, benötigt es sicher alle Sonntage. Meine wiederum umgehende Frage nach der ungefähren Lieferzeit blieb unerhört. Dafür erhielt ich, einen Tag nach einem zweiten, identischen Verträglichkeits-Schreiben, und anderthalb Monate nach Bestellung, die gewünschten Kleidungsstücke.

Obwohl das dafür vorgesehene Fest inzwischen in Jeans über die Bühne ging, schlüpfte ich doch hoffnungsfroh in das Kostüm. Die Farbe stand mir gut ins Gesicht, der Schnitt hingegen liess mich aussehen wie eine schwangere Bergente (zu Ihrer Entlastung: dafür mache ich ausnahmsweise nicht SIE, sondern meine Figur verantwortlich). Trotzdem muss ich

Ihnen nun die ganzen Träume retournieren.

Die («Geschenk!»)-Entenfamilie aus Gips schicke ich Ihnen auch zurück – erstens, als Entschädigung für die Umtriebe mit mir, und zweitens, weil ich etwas Hübsches zum Anziehen benötige! Keine Gips-Figur, und auch keine Million, kein Geschirr, keine Reise, keine Geschenke, kein Garnichts – ausser: modischer Bekleidung. Sind Sie dafür, per Zufall, auch zuständig??!



Kd-Nr. 442.712.30

Beilage:

1 x 34174/3H

1 x 34179/2H

inkl. Rechnung zum meiner Entlastung zurück.

+

1 x 999516, Gänsefamilie – Geschenk an Ihre Werbe-Firma – damit diese etwas Sinnvolles zum Spielen hat und Sie wieder zum seriösen Katalog zurückfinden.

«Swisscom, Grüezi...»

“Gegen diese «Swisscom, Grüezi»-Story von Ruth Kobi aus der Bauabteilung der Migros Bern liest sich meine «Ouagadougou» Geschichte wie eine brave Gute-Nacht-Inszenierung. Was müssen Sie zum besseren Verständnis wissen? Nun, eigentlich nur eines: Dass besagte Ruth Kobi vor nicht allzulanger Zeit in eine neue Wohnung gezügelt ist. Von Schönbühl Oberdorf nach Schönbühl Zentrum. Und auch in Schönbühl Zentrum nicht auf ihr Telefon verzichten möchte (welche Frau tut das schon?).”

Tag 1: Zügeltag, von Schönbühl Oberdorf nach Schönbühl Zentrum. Vor einer Woche hat Ruth Kobi ihre Adressänderung ihren Verwandten, Bekannten und Freunden kundgetan. Aber auch, artig wie die Frau nun einmal ist, der Swisscom, zuständig für das Funktionieren jenes Apparates, den Alexander Graham Bell 1876 zur Patentierung angemeldet hat, allerdings noch nicht in der Handy-Version, dazu war sein Fernsprecher zu wenig handlich. Zurück aber nach Schönbühl Zentrum: Das Telefon in der neuen Wohnung funktioniert nicht, wäre ja auch ein bisschen zuviel verlangt, bei einem Monopolisten.

Tag 2: The day after. Siehe letzter Satz von Tag 1.

Tag 3: Rückfrage bei der Swisscom. Antwort: «Wir können Ihr Telefon nicht aufschalten. Wie hiess der Vormieter?» Ruth Kobi muss bankrott erklären, bescheidet der Swisscom aber, sofort bei der Haus-

verwaltung nachzufragen. Diese kann allerdings nicht weiterhelfen, weil sie das Haus erst kürzlich als Verwalterin neu übernommen hat. Sicher ist, dass die Wohnung, in der das Problem steht, zwei Jahre leer war. So ist das also. Diese Meldung ergeht subito an die Swisscom. Antwort der Swisscom: «Aha. In diesem Fall soll die Verwaltung einen Elektriker aufbieten, anschliessend schalten wir sofort auf.» Die Verwaltung, unverzüglich vom Wunsch der Swisscom unterrichtet, sagt zu. Wunderbar.

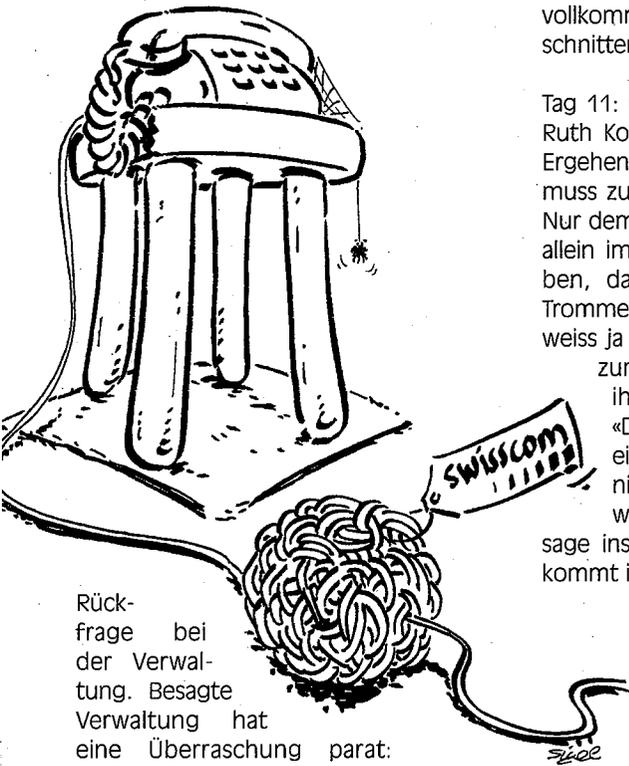
Tag 4: Siehe letzter Satz von Tag 1.

Tag 5: Rückfrage bei der Verwaltung, so von wegen aufgebotem Elektriker und so. Die Verwaltung hat inzwischen entschieden, dass sie die Sache nichts angeht: «Wir sind dafür nicht zuständig. Sie selber oder die Swisscom müssen den Elektriker aufbieten.» Bescheid an die Swisscom. Laut eigenen Angaben will die Swisscom jetzt selber mit der Verwaltung Kontakt aufnehmen, um dem Gschtürm ein Ende zu setzen. Hurra! Endlich nimmt man sich meiner Kollegin an! Wie heisst es doch gleich? Gut Ding will Weile haben.

Tag 6: Siehe letzter Satz von Tag 1.

Tag 7: Siehe letzter Satz von Tag 1.

Tag 8: Eine Rückfrage bei den Leuten der Swisscom ergibt, dass die Verwaltung den Elektriker aufbieten muss: «Und wenn die Verwaltung das nicht tut, dann tun wir das selber.» Wow, was für eine Feststellung! Das nenne ich Dienst am Kunden! Was für eine Dynamik muss in einem solchen Unternehmen stecken!



Rückfrage bei der Verwaltung. Besagte Verwaltung hat eine Überraschung parat: «Gute Frau, der Elektriker war bereits da, eigentlich müsste jetzt alles funktionieren.» Neuerlicher Anruf an die Swisscom. Molto confusione. «Bleiben Sie bitte am Apparat, wir werden sofort nachschauen, wo der sprichwörtliche Knopf in der Leitung ist.» Ruth Kobi wartet, und wartet, und wartet. Dann die erlösende Mitteilung: «Wir haben irgendwo einen Knopf in der Leitung. Ich werde schauen, dass das sofort in Ordnung kommt. Entschuldigen Sie vielmals!» Tut Ruth Kobi noch so gerne, wo sie doch endlich ein funktionierendes Telefon erhalten wird. Was für ein Privileg!

Tag 9: Siehe letzter Satz von Tag 1.

Tag 10: Siehe letzter Satz von Tag 1 (Ruth Kobi mietet sich jetzt ein Natel, um nicht

vollkommen von der Aussenwelt abgeschnitten zu werden).

Tag 11: Ganz schüüüüch erkundigt sich Ruth Kobi bei der Swisscom nach dem Ergehen des Knopfs. «Ihre Verwaltung muss zuerst einen Elektriker aufbieten.» Nur dem Umstand, dass Ruth Kobi nicht allein im Büro hockt, ist es zuzuschreiben, dass dem Swisscom-Mann kein Trommelfell geplatzt ist. Sygseso, man weiss ja nie: Telefon an die Verwaltung, zur Sicherheit. Jene beharrt auf ihrer eidesstattlichen Aussage: «Der Elektriker war da, vor fast einer Woche, mehr können wir nicht für Sie tun.» Die Swisscom wird umgehend über diese Aussage ins Bild gesetzt. «Okay, die Sache kommt in Ordnung.»

Tag 12: Siehe letzter Satz von Tag 1. Jubiläumsanruf an die Swisscom. Ruth Kobi wird mit dem Schaltdienst verbunden: «Bevor wir aufschalten können, müssen Sie einen Elektriker aufbieten...» Ich kann Ihnen sagen: Noch nie habe ich Ruth Kobi soooo wütend gesehen, wie nach diesem Anruf. Sie macht sich unverzüglich daran, ihre Verwandten und Bekannten dahingehend zu informieren, dass sie, anderslautenden Gerüchten zum Trotz, weder ausgewandert noch gestorben ist.

Tag 13: Ruth Kobi wird in ihrer Wohnung von einem sonderbaren Geräusch überrascht. Einem Geräusch, das ausdrücklich nicht auf Einbrecher schliessen lässt, wohl aber auf einen Telefonanruf. Vor lauter Chlupf und Gewohnheit rennt sie zuerst zum Natel, welches aber das Geklingel nicht verstummen lässt. Exakt! Sie haben es erraten.

Katharina Grossenbacher goes backstage

“ Es gibt sie noch, die doch eher seltene Spezies von Pädagogen, die ihren Schülerinnen und Schülern nicht bloss Theoretisches weitererzählt, sondern Erfahrungen aus der Praxis, dem wirklichen Leben, vermitteln will. Katharina Grossenbacher ist so eine. Sie, die sie, unter anderem, Lehrerin an der Berufsschule des Detailhandels bsd in Bern ist, hat ein Time-Out – sprich einen Bildungsurlaub – genommen und mehrere Wochen hinter den Kulissen der Betriebszentrale der Migros Bern in Schönbühl und in der Migros Konolfingen gearbeitet. Ihr (stark gekürzte) Bericht soll Ihnen auf gar keinen Fall vorenthalten bleiben. ”

2. Februar 1998, 08.00 Uhr, Betriebszentrale der Migros Bern in Schönbühl – mein Arbeitsplatz für die nächsten sechs Wochen. In der Tasche keine korrigierten Schülerarbeiten, keine vorbereiteten Lektionen, keinen Rotstift. Dafür eine ganze Menge Neugier, Neugier auf die Arbeit, auf die vielen Menschen, denen ich begegnen werde. Herr Keller, Betriebsleiter, und Herr Affolter, Abteilungsleiter Früchte & Gemüse, heissen mich willkommen. Für die ersten zwei Wochen nimmt mich Herr Ruch aus der Abpackerei Früchte/Gemüse unter seine Fittiche. Meine grauen Hirnzellen sind auf Empfang geschaltet. Doch schon bald befürchte ich einen Informationsstau in dieser und jener Gehirnwindung.

So bin ich froh, dass es gleich zur Sache geht, was heisst: Ärmel hochkrepeln und zupacken.

Erstens: Petersilie büschelweise entstiefeln, gleich kistenweise. Zweitens: Blumenkohlköpfe. Einer nach dem andern wird auf dem kreisförmigen Fliessband in ein Töpfchen gesetzt, jeder kriegt seinen Preis zusammen mit weiteren Infos von der Maschine aufgeklatscht. Dann bin ich dran. Stück um Stück vom Band nehmen, in eine Kiste schichten, bei ungefähr 8,200 kg die Kiste von der Waage aufs untere Rollband bugsieren, Kistenzählhebel nach vorne ziehen, leere Kiste vom oberen Rollband auf die Waage ziehen, einschichten... Heikel wird es, wenn das Gewicht zu weit weg ist von 8,200 kg. Dann muss z.B. ein grosser Kopf raus und ein kleinerer rein. Ein ebensolcher findet sich aber nicht. Und schon stauen sich die hirnähnlichen Bleichlinge, rauschen dann an mir vorbei, weil ich ihrer nicht Herr werde, kriegen beim zweiten Umgang eine zweite Etikette verpasst, was eigentlich nicht der Sinn der Sache ist. Hilfsbereite Hände mischen sich ein. Welche Wohltat, wenn die Maschine nicht so will, wie sie sollte – Verschnauffpause – Zeit, eine neue Strategie zu entwickeln. Trotzdem, ohne Unterstützung geht gar nichts. Drittens: Mein Blut kommt mächtig in Wallung. Viertens: An einem anderen Fliessband bin ich dabei, Tomaten in Kartonschalen einzufüllen. Mit welcher Geschwindigkeit, Präzision und Ausdauer hier gearbeitet wird, Palette um Palette. Ich mit hängender Zunge hinterher.

Meine Träume – die nächtlichen – sind nun grossmehrheitlich von Vegetabilien bevölkert. Mit Händen und Füssen muss ich mich gegen ein Heer anrollender Eisbergsalate zur Wehr setzen. Schon rieche ich den Sellerie. Es geht ums Suppengemüse, soweit habe ich das ja begriffen. Nur mit meinem Arbeitstempo stimmt irgend etwas nicht. Der Kohl wächst mir über den Kopf. Nur nicht schlapp machen! Schon planen stachelige, betäubend duftende, behaarte Exoten ihre Attacke auf eine schweissgebadete Frau...

Tag für Tag kriege ich die Knollen, Sכותen, Wurzeln, Köpfe besser auf die Reihe. Ich traue mir zu, dass ich's lernen würde – auch dank den vielen aufmunternden Worten.

16. Februar, 07.00 Uhr. Auf die Arbeit in der Metzgerei habe ich mich schon bei Ankündigung des Praktikumprogramms besonders gefreut. Tenuewechsel: die dunkelblaue Ärmelschürze gegen eine weisse eingetauscht, grünes Häubchen, Plastikschürze. Von Abteilungsleiter Herrn Frieden werde ich mit den Hygienevorschriften bekanntgemacht. Auf dem Programm steht: Mitarbeit in der Abpackerei Frischfleisch und Charcuterie unter der Führung von Herrn Allemann und Herrn Maurer. Bei einem Rundgang zeigt mir Herr Brönnimann, Administration/Filialbetreuung, den Weg vom geschlachteten angelieferten Tier bis hin zum feinsäuberlich abgepackten Cordon bleu. Das noch warme topfrische Stück Kalbsbratwurst schmeckt prima, auch wenn ich normalerweise um 08.00 Uhr morgens noch nicht den Hang zum Tierischen habe. Dann helfe ich beim Abpacken von Schweinssteaks, Kalbsleber, Kaninchenragout. Im Zentrum der Woche steht aber die Trutenfleisch-Aktion. Beim Anblick von 2,7 Tonnen Trutensteaks, -ragout, -spiesschen pro Tag kann ich nur sagen: Bhüet mi der lieb

Hüenervogu. Oder: Ihr Möchtegergn-Pfauen, bleibt mir in nächster Zukunft vom Leibe, genauer gesagt vom Teller.

An die niedrige Temperatur in den Arbeitsräumen gewöhne ich mich problemlos. Möglicherweise ist sie aber mitverantwortlich an meiner allabendlichen (Fr-)Esslust, die zunehmend gigantischere Ausmasse annimmt. An der Abpackmaschine für Charcuterieware wünsche ich mir anderntags jedenfalls vielmehr einen durchtrainierten Körper als einen wohlgenährten. Hier geht's nämlich um die Wurst. Die Geschwindigkeit, in der die zu Portionen gruppierte, feingeschnittene Lyonerwurst, mit und ohne Champignons, übers Fließband dahergeflitzt kommt, raubt mir anfänglich den Atem. Der Rücken lässt grüssen. Mein Vis-à-vis bringt mir die richtigen Griffe und Kniffe bei. Mein Ehrgeiz ist angestachelt. Das wäre ja gelacht, wenn ich das nicht hinkriegte! Und tatsächlich, gewisse Fortschritte sind sichtbar. Oder war's nicht so? Sogar die in drei Reihen angeordneten, sich überlappenden Zungenwursträdchen schnappe ich immer gezielter, um sie treffsicher in die an mir vorbeiziehenden Verpackungen zu platzieren.

Von Abteilung zu Abteilung. Nach vielen Jahren beruflicher Treue geniesse ich mein Schmetterlingsdasein. Nach einem weiteren Stage in der Abteilung Nonfood der Betriebszentrale und einigen «Einzeltagen» in anderen Abteilungen kommt eine indianische Weisheit zum Tragen, die da heisst «Wenn du mich verstehen willst, dann musst du einen Tag lang in meinen Mokassins gehen.» Dieser Satz ist für mich Motto und Motivation für den wöchigen Einsatz in der Migros Konolfingen. Den beruflichen Alltag meiner SchülerInnen einmal hautnah erfahren. Das abwechslungsreiche Programm, zusam-

mengestellt und begleitet von Herrn Semes, Filialleiter, und seiner Stellvertreterin Frau Uhlmann, bringt mir in kurzer Zeit die Arbeitsabläufe an der Front näher. In Gesprächen geht es ausserdem um Führungsinstrumente und -inhalte, um die Filialadministration. Kein Zweifel, in der meiner Meinung nach schönsten Migros-Filiale wird in die Hände gespuckt, auf dass es sich mehre, das Bruttosozialprodukt.

Trotzdem, es darf gelacht werden: Hand anlegen kann ich in verschiedenen Rayons. Bei den Gemüsen/Früchten und im Haushalt leiten mich zwei junge Frauen an, die einst bei mir die Schulbank drückten. Den Rayonleiter Kolonial kenne ich auch von der bsd, zwar nur von «zwischen Tür und Angel». Gerne lasse ich mich von ihnen belehren, bin froh um alle Tips und Tricks. Fragen wie «Ist noch nicht Zeit für eine Pause?» «Ist bald Feierabend?» stellen sich bei mir nicht. Ein gutes Zeichen! Ein Kompliment an meine gutgelaunten und geduldigen BetreuerInnen. Übrigens, da sind sie ja wieder, die lieben alten Bekannten aus der Betriebszentrale: Blumenkohl, Lyonerwurst, Suppengemüse, Trutenvogel und Kompanie, die mir den Puls hochjagten und den Schweiß auf die Stirn trieben. Nicht nur vom Hörensagen, sondern mit eigenen Augen sehe ich nun, dass junge, initiative Leute im Detailhandel viele Entwicklungsmöglichkeiten haben und dass einsatzfreudige, engagierte MitarbeiterInnen Migros-intern gefördert werden.

Viele haben sich in der Migros bemüht, meinen Wissenshorizont zu erweitern, mir Tätigkeiten beizubringen, Fähigkeiten zu vermitteln. Darunter waren pädagogische Talente, Naturtalente. Die Frage drängt sich auf – auch für meine Arbeit an der Schule: Was macht einen

guten Lehrmeister, eine gute Gruppenleiterin aus? Während des Praktikums versuchte ich diese Frage aus der Sicht einer Anfängerin zu beantworten. Was hat mir am meisten geholfen? Als Grundvoraussetzung sehe ich ein gewisses Mass von Vertrauen, Achtung, Wohlwollen. Als Anfängerin war ich aber ganz besonders auf Unterstützung angewiesen, um mit den neuen Arbeitsgebieten klarzukommen, d.h. detaillierte Festlegung der Aufgabe; klare, nicht zu langatmige Anweisungen; nicht zuviel auf einmal; wann immer möglich vormachen, visualisieren; Arbeit möglichst bald und exakt nachprüfen; sofort sagen, was richtig und was falsch ist; einzelne Arbeitsabläufe wiederholen lassen; nicht zu schnell etwas Neues. Daraus schliesse ich: Es kommt nicht nur darauf an, wie das Führungsverhalten ist, sondern vor allem darauf, welche Erwartungen der Geführte hat. So braucht eine Anfängerin eine ausgeprägtere aufgabenorientierte Führung als ein alter Hase. Fazit der letzten sieben Wochen: Ich bin voll und ganz auf meine Rechnung gekommen. Meine Erwartungen wurden übertroffen, im positiven Sinn. Mit einem Wort: Ein Jungebrunnen!



In dieser Serie bereits erschienen:

«Churz vor em Ablösche»^o, 1992 (vergriffen)

«Churz nach em Ablösche»^o, 1993 (vergriffen)

«Sygseso»^o, 1994 (vergriffen)

«Mynetwäge»^o, 1995

«Henusode»^o, 1996 (vergriffen)

«So ischs Läbe, äbe»^o, 1997, zusammen mit Ursula Reinhard (vergriffen)

«Süs ch no Frage?»^o, 1998, ist auch auf dem Internet unter:

www.brodmann.ch/bo.htm zu lesen.

Übrigens: Schreib-, Tipp- und Borthographiefehler sind ... beabsichtigt.

